

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 89 (1911)

Artikel: Die Basler Universität seit ihrer Gründung
Autor: Vischer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation


L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Basler Universität
seit ihrer Gründung.

Von Wilhelm Vischer.

89. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1911.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Inhalts-Anzeige der früheren Neujaarsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

* bedeutet vergriffen.

- *I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burchardt Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
- *III. 1823. (Sanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- *IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- *V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- *VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- *VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheif Ibrahim, Johann Ludwig Burchardt aus Basel.
- *IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- *X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- *XII. 1832. (Burchardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- *XIII. 1835. (Burchardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- *XIV. 1836. (Burchardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
- XV. 1837. (Burchardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- *XVI. 1838. (Burchardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- *XVII. 1839. (Burchardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
- *XVIII. 1840. (Burchardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- *XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burchardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- *XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- XXII. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birz.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- *XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
- *XXIV. 1846. (Burchardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
- *XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- *XXVI. 1848. (Burchardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- *XXVII. 1849. (Burchardt, Th.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- *XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- *XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
- *XXXI. 1853. (Burchardt Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
- *XXXII. 1854. (Burchardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
- *XXXIV. 1856. (Burchardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- *XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- *XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
- *XXXVII. 1859. (Bischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
- *XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400.
- *XXXIX. 1861. (Burchardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
- *XL. 1862. (Hagenbach, R. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.
- *XLI. 1863. (Fechter D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
- *XLII. 1864. (Burtorf, R.) Basel im Burgunderkriege.



Die Basler Universität seit ihrer Gründung.

Von Wilhelm Vischer.

89. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1911.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Im Sommer dieses Jahres hat unsere Hochschule das 450. Jahr ihres Bestehens festlich begangen, und wir stehen noch unter dem Eindruck des schönen Festes, an dem die Stadt Basel mit ihrer Universität deren Stiftung und Bestand froh und dankbar gefeiert hat. Bei einem solchen Anlaß erinnert man sich auf beiden Seiten gern des vielen Guten, was die Universität der Stadt gebracht, und was hinwiederum sie von dieser empfangen hat, und wir Basler sehen mit Stolz auf die Hochschule, die, eine der ältesten in deutschen Landen, nun während vierundeinhalb Jahrhunderten ein wichtiger Bestandteil unseres Gemeinwesens und eine Zierde unserer Stadt gewesen, durch alle Stürme schwerer Zeiten hindurch erhalten geblieben und stets zu neuem Leben erblüht ist.

Es erschien daher nicht unangebracht, auch an dieser Stelle dieses Anlasses zu gedenken, wie es ja von jeher Brauch war, in unseren Neujahrsblättern an für unsere Geschichte besonders bedeutsame Ereignisse anzuknüpfen in Jahren, wo die Erinnerung an diese gefeiert wurde. Es kam dazu, daß die in Aussicht genommene Fortsetzung der Geschichte Basels im 19. Jahrhundert noch verschoben werden mußte. So soll dieses Neujahrsblatt unserer Hochschule und ihrer Geschichte gewidmet sein und versuchen, einen Überblick auf deren Entwicklung zu geben. Daß das nur in lückenhafter und oberflächlicher Weise geschehen kann, ist durch den Gegenstand sowohl als durch die Aufgabe dieser Darstellung gegeben. Unser Neujahrsblatt will in keine Konkurrenz treten weder mit den vorzüglichen Darstellungen, die wir über die Geschichte unserer Universität schon besitzen, noch mit denen, die wir noch erwarten dürfen. Es möchte nur denen, die nicht selbst aus diesen sich belehren können, einige Kenntnis vom Schicksal unserer obersten Bildungsanstalt vermitteln und damit womöglich zum Interesse an diesem Kleinod unserer Stadt, wie schon Amerbach die Universität genannt hat, ein wenig beitragen.

Die Universität Basel wird von vielen anderen Hochschulen an Größe übertroffen, aber vielleicht keine ihrer Schwestern ist so sehr ein engverbundenes Glied des Gemeinwesens gewesen und geblieben, in dem sie entstanden ist, wie sie, und es ist von stets bleibender Bedeutung, daß sie keine moderne Schöpfung ist, die erst in neuer Zeit unserem kleinen Staate eingefügt worden ist, sondern daß sie als alte Gründung seit Jahrhunderten das Geschick unserer Stadt geteilt hat und mit dem Boden, auf dem sie steht, fest verwachsen ist.

Forschen wir den Umständen und Verhältnissen nach, denen wir die Gründung der Universität in unserer Stadt verdanken, so dürfen wir wohl als äußerlich erkennbar den Basel nun einmal geschenkten Vorzug seiner glücklichen Lage als besonders wirksam ansehen, der nicht nur die Mittel liefert, den Wissenschaften zu dienen, sondern einst auch den Anlaß dazu herbeigeführt hat, daß versucht wurde, ihnen eine Stätte zu bereiten. Was vierhundert Jahre nach Gründung der Universität Jakob Burckhardt einem Kollegen als schätzenswert an unserer Stadt gepriesen hat, „daß wir hier an einer großen Weltstraße, im Rheintal und in der Nähe beträchtlicher Weinberge wohnen,“ hat schon vor Jahrhunderten nicht nur den Verkehr des Kaufmanns hierhergezogen, sondern auch Gelehrten den Aufenthalt an einer Stätte empfohlen und möglich gemacht, deren Vorzüge bereits die Römer erkannt haben und deren alte Kultur daher auf diese zurückreicht.

Das hat sich vornehmlich darin gezeigt, daß Basel in seinen Mauern das Konzil beherbergen durfte. Die günstige Lage an dem Wasserweg des Rheins, an einer Verbindungsstraße über die Alpen und zwischen deutschen und welschen Landen, die Vorteile für den Verkehr und die Beschaffung des angemessenen Unterhaltes haben dem alten Bischofsitz den Vorzug verschafft, der Sitz der allgemeinen Kirchenversammlung zu werden, welche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts einberufen wurde, und das Konzil mit allem, was es für die Stadt mit sich brachte, die nun plötzlich ein wichtiger Ort für die ganze Christenheit wurde, hat eigentlich den Anstoß zur Gründung der Universität in Basel gegeben. Es konnte für eine Stadt im Mittelalter kaum einen mächtigeren Eingriff, aber auch Anstoß geben, als die Beherbergung eines allgemeinen Konzils, das plötzlich der Bevölkerung einen bedeutenden Zuwachs brachte und mit

seinen Ansprüchen an Unterhalt, Verkehr und auch mit seinen geistigen Bedürfnissen alle Verhältnisse berührte. Die große Zahl vornehmer geistlicher und weltlicher Herren und Gelehrter mit Gefolge jeder Art machte die Stadt für längere Zeit zum Mittelpunkt eines glänzenden und lebhaften Verkehrs und brachte reiches Leben, mannigfache Anregung sowie materielle Vorteile. Basel genoß alles das in besonderem Maße.

Es war gerade die Zeit, da in Italien das Wiedererwachen des Interesses am klassischen Altertum auf allen Gebieten eine neue reiche Kultur erzeugte; diese sandte nun ihre Träger in die nordische Stadt. Wie dem Konzil der Großbetrieb des internationalen Geldverkehrs folgte und unter anderem die königlichen Kaufherren von Florenz, die Medici, ihre Vertreter hierher sandten, so kamen auch die Vertreter des freieren geistigen Lebens und brachten Beziehungen, die nicht ohne Wirkungen blieben. Einer solchen hat Basel viel zu verdanken bei der Gründung seiner Universität, welcher die Gunst des Hauptes der Christenheit den Weg ebnete. Der lebenswürdige und geistreiche Humanist, in dem sich die durch das Studium der Alten angeregte und belebte Bildung der italienischen Renaissance in anmutigster Weise verkörperte, Enea Silvio aus dem Geschlechte der Piccolomini von Siena, hatte dem Basler Konzil beigewohnt als Begleiter und Schreiber eines hohen Geistlichen. Von ihm, der Länder und Menschen in so feiner und natürlicher Weise zu schildern wußte, ist die bekannte Beschreibung von Basel, die schon der Geschichtsschreiber und Basler Professor des 16. Jahrhunderts, Christian Wurstisen, seiner Basler Chronik in deutscher Übersetzung beigegeben hat. In ihr wird die später noch so oft gepriesene schöne Lage und das freundliche Aussehen der Stadt gerühmt und von ihren Bewohnern allerhand berichtet, so unter anderem, sie leben daheim köstlich, hätten die Füße lang unter dem Tisch, hätten nicht viele Laster, doch seien sie wohl etwas, wie Wurstisen übersetzt, dem *Utti Baccho* und der Frau *Venus* ergeben; sie pflegen Treu und Glauben zu halten, wollen lieber rechte Leute sein, als nur dafür angesehen werden, tragen Sorge zu dem *Ihren*, trachten doch nicht zu sehr nach anderer Leute Gut.

Doch nicht nur die angenehme Erinnerung an das in frohen Jugendjahren Genossene, sondern auch die damals gewonnene Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen sind bei dem spätern Papste den Baslern zugute gekommen. Von dem Stand des Wissens bei den Baslern scheint Enea Silvio freilich keine hohe Meinung gehabt zu haben. Um Wissenschaften, sagt er, und um die Kenntnis der Schriften des heidnischen Altertums kümmern sie sich nicht, so daß sie weder den Cicero noch einen anderen Redner auch nur dem Namen nach kennen. Auch der Dichter Werke verlangen sie nicht, nur mit Grammatik und Dialektik geben sie sich ab. Die lebendige Kenntnis der römischen Literatur, die im Mittelalter fast ganz in Vergessenheit geraten war, kam eben damals erst in Italien wieder neu zur Geltung. Diesseits der Alpen steckte man noch in der alten scholastischen Überlieferung. Wir wissen aber immerhin aus anderen

Zeugnissen als demjenigen des verwöhnten Italieners, daß in Basel in jener Zeit eine Anzahl von Schulen bestanden in Verbindung mit dem Domstift und andern Kirchen und Klöstern, in denen namentlich Geistliche gelehrten Unterricht in den damals üblichen Fächern, Grammatik, Logik und Dialektik erteilten und daß auch öffentliche Disputationen gehalten wurden von Männern, welche auf berühmten Universitäten studiert hatten. Eine solche Disputation wurde im Jahre 1450 abgehalten unter Leitung des Lizentiaten des geistlichen Rechtes, Peter von Andlau, und dieser spricht sein Bedauern darüber aus, daß solche Akte in Abnahme gekommen seien. Dieser selbe Gelehrte hat zehn Jahre später bei der Gründung der Universität als einer ihrer tätigsten Förderer mitgewirkt.

Wir wissen nicht, wer zuerst den Gedanken an die Gründung einer Universität in Basel gehabt und ausgesprochen hat, und ob seine Verwirklichung der Initiative eines Einzelnen zu danken ist. Es läßt sich denken, daß bei hiesigen Gelehrten, die wir unter den Geistlichen zu suchen haben, namentlich solchen, welche auswärtige Universitäten besucht hatten, der Wunsch nach der Einrichtung einer Korporation zum Studium aller Wissenschaften sich regte und durch den Verkehr mit den hervorragenden Kollegen, die das Konzil hierhergeführt hatte, genährt wurde. Das wissen wir aber, daß der Gedanke auch von den weltlichen Behörden aufgegriffen und tatkräftig gefördert worden ist. Die Gründung der Universität Basel ist nicht etwa ein vom Papst ausgegangener Gnadenakt, sondern sie ist hervorgegangen aus der Initiative der Bürgerschaft, die klar erkannte, welchen Vorteil und Wert der Besitz einer solchen Anstalt der Stadt gewähren würde. Dabei haben nicht nur geistige Bedürfnisse, sondern auch materielle Gründe mitgewirkt. Im Jahre 1448 hatte das Konzil, das seit dem Jahre 1431 getagt hatte, nachdem es freilich schon ziemlich zusammengeschmolzen war, die Stadt verlassen müssen infolge kaiserlichen Machtpruches, sehr gegen den Willen und Wunsch der Bevölkerung von Basel; diese empfand schmerzlich die Leere, welche nun in Handel und Wandel sich bemerkbar machte. Man war ernstlich bemüht, einen Ersatz zu finden. Einen solchen sah man in dem Entstehen einer Universität. Davon versprach man sich nicht nur einen erneuten geistigen Aufschwung, sondern man dachte auch an den zu erwartenden Zufluß von Professoren und Studenten und rechnete sehr damit, daß diese nicht nur von der Wissenschaft zehren, sondern durch leibliche Bedürfnisse dem einheimischen Gewerbe Nahrung bringen würden. Zur Errichtung einer Universität und ihrer Fähigkeit, die akademischen Grade zu verleihen, Doktoren zu freieren, war aber nach damaliger Auffassung ein päpstliches oder kaiserliches Privileg die Voraussetzung. Deshalb wurde im Jahre 1458 die Kunde, daß Enea Silvio Piccolomini, den man und nicht mit Unrecht der Stadt Basel gewogen glaubte, als Papst Pius II. den Stuhl Petri bestiegen habe, in Basel mit Freuden begrüßt, und man machte sich sofort daran, dieses Ereignis auszunützen. Man sprach dem Papste zuerst schriftlich und, als das gut

aufgenommen wurde, durch einen besonderen Abgesandten mündlich die Glückwünsche der Stadt aus, versäumte dann aber nicht, in weiteren Gesandtschaften auch die Wünsche, die man für sich hegte, ihm ans Herz zu legen. Wenn man die Bitte vorbrachte, daß, so seine Heiligkeit ein neues Konzil einberufe, sie es nach Basel verlegen möge, so war das etwas naiv, denn so sehr Enea Silvio Basel als Konzilstadt liebte, so wenig fühlte er als Papst Pius das Bedürfnis, von einem Konzil bevormundet zu werden. Praktischer und für den Papst weniger verfänglich war das Begehren um Errichtung einer Universität, darüber war in Basel bereits ernstlich beraten worden, und man war zum Schlusse gelangt, daß „wollte man irgend gedenken, eine hohe Schule hier zu haben, so möchte das leichter jetzt als zu anderen Zeiten erworben werden. Dadurch möchte die Stadt, da sie allen Landen wohl gelegen, wohl wieder aufgehen.“

Man unterließ nun auch nicht, dem Papste die Vorzüge Basels durch seine Lage nahe an den Grenzen verschiedener Völker vorzustellen.

Der Papst erwies sich sehr freundlich und gnädig gegen die Basler, als deren Bürger er sich, wie er sagte, gleichsam betrachte, und sicherte die Gewährung der gewünschten Privilegien zu. Nun wurde aber in Basel, wo man dem guten Grundsatz huldigte, daß gut Ding reiflich überlegt zu werden verdiene, die Sache nochmals in gründliche Erwägung gezogen, und es wurden mehrere Gelehrte, die auf allerhand hohen Schulen gestanden, als Sachverständige um ihr Gutachten angegangen. Diese verbreiteten sich auch über die nicht unwesentliche Kostenfrage, kamen aber gegenüber manchen erhobenen Bedenken zu dem bemerkenswerten und schönen Schluß, daß man kein Gutes um zaghafter und menschlicher Furcht willen unterwegen lassen, sondern mit der Hilfe Gottes alles, was widerwärtiges dabei sein möchte, nach menschlicher Möglichkeit vorsorgen und abkehren solle. „Denn wenn allwegen die menschliche Furcht vor dem Urge die Kraft guter Zuversicht und Hoffnung verdrängt hätte, so wäre nie eine namhafte Sache vorgenommen noch zu Ende gebracht worden.“ Diese tapfere und freie Meinung behielt die Oberhand, und nachdem in den Räten viel „uff und abe“ geredet und „das Süße und das Saure mit einander gemessen“ worden war, wurde am 10. Oktober 1459 einhellig erkannt, die päpstlichen Freiheiten der hohen Schule halb dankbarlich anzunehmen und den Sachen ohne Säumnis weiter zum Besten nachzugehen. Das geschah denn auch mit anerkanntem Eifer und Geschick.

Wenn wir uns jetzt des Erfolges aller dieser Bemühungen freuen, so darf man wohl heute noch der Männer gedenken, die mit Umsicht und Aufopferung in den Räten, auf mühsamen Gesandtschaftsreisen und durch schriftliche Erörterungen das Werk gefördert haben. Es waren vor allem der Bürgermeister Hans von Flachsland, aus einem alten Basler Rittergeschlecht, der Ratschreiber Konrad Rünlin, die beide mehrmals nach Italien gefahren sind, und der schon erwähnte Kanonikus Peter von

Umdlau. Der als Verfasser einer Chronik bekannte Domherr Heinrich von Beinheim, der sich lebhaft am Konzil betätigt hat und wohl von damals her ein Interesse für eine Universität bewahrte, hat durch Abfassung eines sorgfältigen Gutachtens ihre Gründung vorbereitet. Zu statten kam bei den Verhandlungen mit Rom, daß ein Basler, Werner von Flachsland, der Bruder des Bürgermeisters, Kammerherr beim Papste war und seinen Landsleuten mit Rat und Tat an die Hand gehen konnte. Auch da haben vielleicht beim Konzil geknüpft Beziehungen nachgewirkt und Dienste geleistet.

Das erstrebte päpstliche Privileg wurde also gewährt.

Die Bulle, wodurch der Papst die Freiheiten der hohen Schule erteilt, ist am 12. November 1459 in Mantua ausgefertigt. Sie preist zunächst in schönen Worten, wie sie sich auch in anderen Stiftungsbullen von Universitäten jener Zeit finden, den Wert der Bildung und sagt dann unter anderm, daß der Papst den Baslern die gewünschte Universität stifte, da die geliebten Söhne der Stadt Basel, nicht allein auf den Nutzen und das Gedeihen des gemeinen Wesens ihrer eigenen Stadt, sondern auch der anderen benachbarten Gegenden bedacht, gar sehr wünschen, daß in besagter Stadt Basel als einem ausgezeichneten und wohlgelegenen Orte, der sich einer milden Luft erfreut, wo Überfluß an Nahrungsmitteln und eine Fülle aller anderen zum täglichen Leben nötigen Dinge gefunden wird und von der die berühmten hohen Schulen Deutschlands bekanntermaßen ziemlich entfernt sind, durch den apostolischen Stuhl ein allgemeines Studium in jeder erlaubten Fakultät gestiftet werde, damit daselbst der katholische Glaube verbreitet werde, die Einfältigen unterrichtet werden, Billigkeit erhalten werde, verständiges Urteil kräftig gedeihe, die Geister der Menschen erhellet und ihr Verstand erleuchtet werden.

Wie man sieht, verstanden die Basler schon damals ihre Wünsche wohl zu begründen, und beim Papste hatten sie den Erfolg, der seither bei ähnlichen Gelegenheiten nicht immer eingetreten ist.

Man machte sich dann in Basel, als man beim Papste so gut angekommen war, mit Eifer und Energie ans Werk; der päpstlichen Bulle folgte mit bemerkenswerter Schnelligkeit die Eröffnung der neuen Universität am 4. April 1460, dem Tage des heiligen Ambrosius, durch eine mit allem kirchlichen und weltlichen Pomp begangene Feier im Münster. Abgeordnete des Rates, unter ihnen der Bürgermeister von Flachsland und der Ratschreiber Künlin, die nun sich der Frucht ihrer vielfachen Anstrengungen freuen konnten, übergaben dem Bischof von Basel als dem vom Papste ernannten Kanzler der Universität, damals Johann von Venningen, die päpstliche Bulle zur Verlesung durch seinen Notar. Der Bischof und Kanzler bezeichnete als ersten Rektor der neuen Hochschule den Georg von Umdlau, Dompropst von Basel. Nach feierlichem Gesang und während die bischöflichen Notarien die Bullen an den Kirchen-

türen zu jedermanns Kenntniss anschlugen, erklärten die Deputierten des Rates, daß dieser alles, was in seinen Kräften stehe, für das Wohl und die Förderung der Anstalt tun werde.

Das durfte keine leere Redensart bleiben. Nachdem der Papst gesprochen hatte, war es Sache des Rates, weiter zu handeln und das Seine zu tun. Der Rektor lud zwar sofort die in Basel anwesenden Gelehrten ein, an der Universitas studii Basiliensis in allen vier Fakultäten Vorlesungen zu beginnen und eröffnete das Matrikelbuch, in das sich alle einzuschreiben hatten, welche der neuen Korporation zur Verbreitung der Wissenschaften als Lehrer oder als Hörer angehören wollten. In dieser Matrikel, die mit der Abbildung des Festaktes im Münster geziert wurde, ist als erster eingetragen der Kanzler des Bischofs Wunewaldus Heydelbeck, der erste Student an der Universität Basel; ihm folgen im ersten Semester noch 120 weitere Namen meist von Geistlichen aus Basel und Umgebung. Doch damit allein war es nicht getan. Die Anstalt mußte organisiert, Lehrer mußten angestellt, und hiefür mußte auch der Untergrund geschaffen werden durch Sicherung der nötigen Mittel. Die Männer, welche damals das Basler Gemeinwesen leiteten, haben zielbewußt und unbedenklich diese Aufgabe ergriffen und den Grund gelegt für die Auffassung, daß die Universität, wenn sie auch mit allen Freiheiten ausgerüstet wurde, die damals diesen Anstalten zukamen und die ihre ungehinderte Entwicklung sicherten, doch nicht ein dem Gemeinwesen von außen beigegebener Zierrat blieb, wie die von einem Fürsten in einer seiner Landstädte errichtete Hochschule, sondern daß sie als ein zwar bevorrechtetes Glied dem Staatswesen eingefügt wurde, von dem sie gehalten wird und deshalb auch abhängt, als eigene Gründung der freien Stadt, in welcher sie wirkt.

Das drückt sich nüchtern aber deutlich schon darin aus, daß von nun an in den Rechnungen des Stadthaushaltes jährlich unter den Ausgaben erscheint „was über die Schule gangen ist“, und es sind gleich anfangs nicht geringe Posten, denn schon die Beschaffung päpstlicher Privilegien brachte bedeutende Kosten mit sich, und die ganze Einrichtung der Universität erforderte einen Griff in den Staatsseckel. Schon vor Eröffnung der Universität kaufte der Rat für sie zu einem Kollegium ein Haus, das früher den Schalern gehört hatte, von der Witwe des Oberzunftmeisters Siboll, einer geborenen von Rothberg, und ließ die nötigen Umbauten daran vornehmen. Es ist die Liegenschaft am Rheinsprung, wo sich auf den Unterbauten des alten Hofes der Sibollen das inzwischen allerdings noch mehrfach umgebaute Kollegiengebäude jetzt noch befindet. Auch die Kosten eines silbernen Szepters für die Schule bestritt der Rat. Auch dieses ehrwürdige Symbol der Würde der Universität, ein schönes und seltenes Erzeugnis der damals so blühenden Goldschmiedekunst, ist heute noch im Gebrauch und hat sich durch die Jahrhunderte hindurch wohl erhalten bis auf einige kleine Beschädigungen; ob diese davon herrühren, daß, wie behauptet wird, dieses Instrument im Laufe der Zeiten auch

schon in intimere Berührung mit Köpfen von Universitätsangehörigen gekommen sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; keine Statuten oder Ordnungen sagen, daß es auch dazu bestimmt sei. Die hauptsächlichsten und wiederkehrenden Ausgaben sind aber diejenigen für Gewinnung und Besoldung von Lehrern der Schule. Zwar hatte man vom Papste erwirkt, daß er gestattete, eine Anzahl von Pfründen der Schule zu überweisen und für sie zu verwenden. Einkünfte bestimmter kirchlicher Stellen sollten Lehrern der Universität verliehen werden können mit der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten.

So wurde das Stift zu St. Peter in Basel mit allen seinen Einkünften der Universität inkorporiert und ist von da an ihr geblieben, so daß stets eine Anzahl von Professoren Chorherren von St. Peter waren und als solche ihre Besoldung bezogen. Aber bei auswärtigen Pfründen ging das Einziehen nicht so leicht, und wenn man sich auch alle Mühe gab und wiederholt Gesandte nach Rom schickte, um, wie es in den Rechnungen heißt, „Bullen zu erjagen“, so konnte man doch nicht erreichen, daß die daraus gewonnenen Einkünfte die Schule erhielten. Die Besoldungen mußten, wenn man rechte Lehrer haben wollte, zum guten Teile vom Staate bezahlt werden. Es war nun ganz natürlich, daß dieser auch die Anstellungen vornahm, wobei immerhin eine gewisse Mitwirkung der Universität stattfand. Für die auf Pfründen verwiesenen Stellen hatte sie ein Wahlrecht, und auch in anderen Fällen ergab sich schon von selbst, daß die in Betracht kommenden Fakultäten befragt werden sollten.

Für diese und die anderen Angelegenheiten der Universität wurde eine besondere Behörde, die Boten (deputati) zur Schule bestimmt. Solche Boten waren schon zur Vorberatung der ganzen Universitätsfrage eingesetzt worden, und diese Abgeordneten zur Schule, für welche die Bezeichnung Deputaten beibehalten worden ist, sind als Vorläufer unserer heutigen Kuratel die Behörde geblieben, welche die Angelegenheiten der Universität leitete bis zur Neuorganisation am Anfange des letzten Jahrhunderts. An der Spitze der allerersten Deputaten bei Eröffnung der Universität finden wir den um sie verdienten Bürgermeister Hans von Flachsländ. Da es schon damals auch unberufene Ratgeber gab, fand es der Rat bald für gut, zu verordnen, daß, wie er den Deputaten nichts „darein sagen“ wolle, so auch ihnen sonst niemand drein rede, wie das bereits „dick“ geschehen sei. Zum ersten, was Rat und Deputaten zu tun hatten, um der Schule rechten Bestand zu geben, nachdem sie vom Papste genehmigt war, gehörte, daß man auch ihr Verhältnis zur Stadt rechtlich regelte. Der Universität werden daher vom Räte förmlich die Freiheiten erteilt, wie sie die anderen Universitäten diesseits und jenseits des Gebirges besitzen. Diese bestehen hauptsächlich in Befreiung der Universität, ihrer Lehrer, Studenten und deren Diener von Steuern, in Übertragung der Gerichtsbarkeit für Streitigkeiten zwischen Universitätsangehörigen und für Vergehen zwischen solchen an die Behörden der Universität, und im Recht

der Universität und ihrer einzelnen Fakultäten, sich selbst Ordnungen und Statuten zu geben, an denen die Stadt von sich aus nichts ändern soll. Dazu kommen allerhand schützende Bestimmungen gegen Übervorteilung der akademischen Bürger im Verkehr wie bei Kauf von Lebensmitteln und bei Mieten von Wohnungen. Eine praktische nützliche Befugnis wird der Universität gegeben in der Bestimmung, daß hinfort die Ausübung der ärztlichen Praxis, Arznei treiben oder üben, „es sei mit Wasser besehen, Reinigung geben oder in welchem Wege sich das fügt“ auch durch Apotheker, Wildwurzler und empirici, von der Approbation der medizinischen Fakultät abhängig erklärt, dagegen diese verpflichtet wird, dafür zu sorgen, daß die Kranken nicht vernachlässigt werden und ihnen nicht übermäßige Bezahlung abgenommen werde. Es werden also auch Pflichten der Universität erwähnt. Außerdem gab aber auch die Universität ihrerseits eine Erklärung ab, in der sie die Beobachtung der vom Rat getroffenen Bestimmungen und Garantie gegen Mißbrauch ihrer Freiheiten ausdrücklich zusicherte. So war die Stellung der Universität zur Stadt durch gegenseitiges Übereinkommen, die sogenannten Compactata, geregelt. Um feierlich darzutun, daß die Freiheiten der Universität nun ein Bestandteil des öffentlichen Rechtes in Basel seien, wurde am Sonntag 20. September 1460 die gesamte Bürgerschaft durch die Ratsglocke auf Burg zusammengerufen und nach Verlesung der Freiheiten ermahnt, sie „vestiglich“ zu halten.

Damit war die Gründung und Errichtung der Universität äußerlich vollendet, und im eigenen Haus, unter eigenem Szepter konnte die junge Anstalt ihre Tätigkeit entwickeln und ihre innere Organisation ausbauen.

Vor allem freilich mußte dafür gesorgt werden, daß sie mit den nötigen Lehrern versehen sei. Die Behörden, der Rat und seine Deputaten bemühten sich ernstlich, mit der Eröffnung der Universität Gelehrte von Namen und anerkannter Tüchtigkeit für sie zu gewinnen und so ihren Ruf zu begründen und sahen dabei anfangs nicht zu ängstlich auf die Kosten. Die gewährten Besoldungen sind sehr verschieden. Am wenigsten kosteten die Lehrer der Arzneikunst und der freien Künste oder der Philosophie, deren Fakultäten als die niederen galten und auch Gelegenheit boten zu Nebenverdienst durch Praxis und durch Unterricht zur Vorbereitung für die höheren Studien. Für diese kommen Gehalte vor von 30 und 40 Pfund. Die Theologen und die Juristen beanspruchten das Drei- und das Vierfache oder noch mehr. Zur Vergleichung möge dienen, daß der Stadtschreiber, ein wichtiger Beamter, der die höchste feste Besoldung im Staate bezog, 92 Pfund oder 80 Gulden Jahrlohn hatte.

Natürlich waren die Anstellungsbedingungen auch verschieden, je nachdem Lehrer, die schon in Basel waren, angestellt oder auswärtige berufen wurden. Die Verhandlungen, die geführt wurden, muten zum Teil ganz modern an. Auch damals konnte man nicht immer alle Lehrer bekommen, die man anfragte, weil man bei den immerhin

nicht unbefchränkten Mitteln nicht alles bieten konnte, was verlangt wurde. Es kam der neuen Universität zu statten, daß in Basel schon vorher in verschiedenen Schulen und in zahlreichen Klöstern die Wissenschaft eine Pflege gefunden hatte und daß man daher auch bereits hier ansässige Gelehrte für die Universität verwenden konnte. Man sieht aber aus den Verhandlungen über Anstellung von Professoren, wie man bemüht war, auch von auswärts angefehene Lehrer und durch sie zahlreiche Schüler nach Basel zu ziehen und so von Anfang an das richtige Prinzip befolgte, daß man in der Ausübung der Wissenschaft sich nicht abschließen und auf sich selbst zurückziehen darf, sondern Lehrer und Hörer auch von auswärts gerne annehmen soll, ein Grundsatz, der in späteren Zeiten zum Schaden der Universität manchmal verkannt worden ist. So wurden namentlich aus Italien, zu dessen Universitäten man bisher zum Studium des römischen Rechtes auch aus deutschen Landen gezogen war, eine Anzahl Juristen mit vornehmen Namen berufen, so Franciscus de Binaldis, der außer einem schönen Gehalt noch einen Beitrag „zur ufrüstung“, zu seiner Einrichtung, erhielt, ferner ein Johannes de Gilgis und als vornehmster Johann Augustin Graf von Vimercato, in den Akten gewöhnlich der „welsch Graf“ genannt. Er hat als Rat des Herzogs von Mailand eine Rolle gespielt bei dessen Verhandlungen mit den Schweizern im Jahre 1477. In Basel verstand er vortrefflich, sich geltend zu machen; er erhielt den höchsten Gehalt damaliger Zeit mit 400 mailändischen Gulden oder über 231 Pfund und erst noch 23 Pfund, „seine Bücher von Mailand her zu fertigen“. Er machte sich aber dann auch anheischig, wenn er länger bleibe, nicht nur einen Grafen von Württemberg und zwei höhere geistliche Würdenträger, sondern noch weitere vierzig junge adlige Herren als Studenten hierher zu ziehen und auf seinen Gehalt zu verzichten, wenn das nicht gelinge. Da man schon bei den Vorberatungen zur Gründung der Universität ernstlich in Berechnung gezogen hatte, was die fremden Studenten hier verzehren und zurücklassen würden, mußte dieses Angebot verlockend erscheinen. Es wurde aber nichts aus dem Handel; der welsche Doktor setzte aus Furcht vor der Pest seine hiesige Tätigkeit aus und verschwindet bald wieder aus dem Verzeichnis der Professoren; von seinen vielen vornehmen Studenten ist nicht mehr die Rede.

Daß auch andere Gründe als die Anstellungsbedingungen Professoren in Basel halten konnten, zeigt ein anderer italienischer Jurist Fridericus de Guarletis, der vierzig Jahre lang hier gewirkt hat und auch zu Unterhandlungen mit anderen Gelehrten verwendet worden ist, was sich daraus ergibt, daß er mehrfach Beträge erhält, „um nach den Doctores zu sehen.“ Ein jetzt im Historischen Museum befindliches Grabdenkmal zeigt außer seinem Wappen dasjenige der hier ansässigen Grafenfamilie der Thierstein, Guarlet hatte eine Frau Margaretha aus diesem Geschlechte geheiratet, er ist der erste in der Reihe von Gelehrten, deren Festwurzeln im hiesigen Boden wir der besseren Hälfte unserer Bevölkerung verdanken, und die beweisen, daß die zartesten Bande am stärksten fesseln.

Wie man sich für die Juristen nach Italien wandte, so sah man sich für Theologen in Deutschland um, und auch deutschen Gelehrten wurden in den ersten Jahren ansehnliche Besoldungen angeboten und bezahlt. Es gelang unter anderem, einen berühmten Theologen, Johannes Rucherad von Wesel, gewöhnlich Johannes von Wesel genannt, Domherrn zu Worms, der an der Universität Erfurt gelehrt hatte, zu gewinnen, nachdem der Bürgermeister Hans von Flachsland in eindringlichen Schreiben ihm das oberste Lesmeisteramt in der heiligen Geschrift an unserer Schule angetragen und besondere Bevollmächtigte, die in Deutschland nach Lehrern für Basel sich umsahen, mit ihm verhandelt hatten. Dieser Johannes von Wesel blieb freilich nicht lange in Basel, wie auch andere, und unter ihnen die meisten Italiener, nach wenigen Jahren wieder abgingen. Allein solche Sterne von Nord und Süd, wenn sie auch bald wieder verschwanden, trugen doch dazu bei, den Namen der neuen Hochschule bekannt zu machen und ihr durch den Zufluß von Hörern aus allen Ländern ein internationales Gepräge zu geben.

Alle diese von nah und von fern zusammenströmenden Lehrer und Hörer, von denen manche schon an anderen Universitäten gewirkt oder studiert hatten, ordneten nun nach dem Vorbilde der schon bestehenden Hochschulen ihre innere Organisation. Man darf sich eine Universität jener Zeit nicht nach dem Bilde einer heutigen als eine Anstalt vorstellen, an der Lehrkörper und Schüler in ganz getrennte Hälften auseinander fallen. Es war eine Universitas, eine Gesamtheit der den Wissenschaften Dienenden, in viel umfassenderem Sinne als heutzutage, ein Verband aller, die miteinander das Wissen erforschten und gemeinsam lehrten und lernten. Lehrer und Hörer waren nicht strenge geschieden, manche waren beides zugleich, dozierten in einer Disziplin und hörten Vorlesungen in einer anderen.

Da das Wissen jener Zeit noch nicht in so viele getrennte Gebiete auseinander fiel und für alles das Studium der alten Schriftsteller und die Kenntnis der lateinischen Sprache die Grundlage bildeten, gingen auch die Wissensgebiete der verschiedenen Fakultäten vielfach ineinander über. Der Theologe wie der Jurist befaßten sich mit den Meistern des Kanonischen Rechtes, der Mediziner schöpfte aus den Schriften der berühmten alten Ärzte, und die sogenannten Artisten, in der philosophischen oder Artistenfakultät, lehrten und lernten die Vorbereitung zum Verständnis der Meister und Quellen der andern Fakultäten durch die Beschäftigung mit den Denkmälern und den Regeln der alten Sprachen.

Die Angehörigen einer Fakultät hatten so oft auch Grade einer anderen. Das schloß nicht aus, daß die verschiedenen Fakultäten sich auch in sich organisierten und dem korporativen Geist jener Zeit gemäß ihre besonderen Ordnungen und Rechte eifrig wahrten. Allein das Studium soll, wie es in den Statuten der Universität heißt, nur eine Gesamtheit bilden und ein unteilbarer Körper sein unter einem Haupt, dem

Rektor. Diese eine Universität war in die vier Fakultäten geteilt. Die erste im Rang war die theologische, ihr folgte die beider Rechte, dann kam die der Medizin und zuletzt die der freien Künste, *artium liberalium* oder der Philosophie. Die letztgenannte wird im Gegensatz zu den anderen höheren Fakultäten als die niederere bezeichnet, da die Studien in ihr in der Regel denen der anderen vorangiengen. Jede der Fakultäten hatte an der Spitze einen Dekan; ihre Statuten ordneten den Studiengang und die Bedingungen für Erteilung der an ihnen zu erwerbenden akademischen Grade, der Baccalaureen, Lizentiaten, Magister oder Doktoren, beschreiben auch eingehend den Gang der Promotionen und geben allerhand Vorschriften für die Angehörigen der Fakultät.

Neben den Fakultätsstatuten ordneten die Statuten der Universität die gemeinsame Organisation der Gesamtheit und die für alle Universitätsangehörigen geltenden Vorschriften bis zu denen über Leben, Benehmen und Kleidung und die Ahndung von Vergehen gegen diese Gesetze. Als Vorbild für solche Statuten dienten hauptsächlich diejenigen der Universität Erfurt; man hatte sich aber auch in Pavia welche abschreiben lassen.

An der Spitze der Universität, die also eine für ihre Angelegenheiten ziemlich selbständige Korporation war und ihre Angelegenheiten nach Maßgabe der von der Stadt ihr verliehenen Freiheiten ordnete, stand der Rektor. Er wurde anfangs für jedes Halbjahr neu gewählt von der Universität, nachdem der erste Rektor bei der Gründung vom Bischof als dem Kanzler der Hochschule ernannt worden war. Sein Amt galt für eine hohe Ehrenstelle, war auch durch allerhand Gebühren bei Inschriften und Promotionen ganz einträglich und mit manchen äußeren Zeichen der Ehre und Würde ausgestattet. Dem Rektor stand ein Rat aus Mitgliedern der Universität zur Seite, dessen Name und Zusammensetzung sich öfters geändert hat und aus dem die Regenz, die Vereinigung der ordentlichen Lehrer der Hochschule, hervorgegangen ist. Es kämpfte zuerst eine aus Italien stammende, mehr demokratische Richtung gegen die deutsche Auffassung, daß nur die Lehrer die Leitung der Universität in Händen haben sollten. Die demokratische Partei, die namentlich unter den von italienischen Universitäten kommenden Juristen Anhang hatte, verlangte die Mitwirkung auch der Studierenden, und konnte einmal sogar die Ernennung eines Studenten aus dem jetzt noch im Waadtlande blühenden Geschlechte de Mestral zum Rektor durchsetzen. Nach und nach aber wird dieses italienisch-demokratische Prinzip zurückgedrängt und die Leitung der Anstalt mehr und mehr auf den engen Kreis der Lehrer beschränkt, wohl damals nicht zum Vorteile der Universität und deren Frequenz. Als Beamte zur Verwaltung der Universität standen dem Rektor zur Seite der Syndikus, der die Gerichtsbarkeit und Polizei unter sich hatte, der Notarius als geschworener Schreiber und die Pedellen, die Diener der Universität. Erster Notarius der Universität war der als Verfasser einer wertvollen Chronik bekannte Domkaplan Johannes Knebel.

Von diesen Beamten ist nur der Pedell in seiner alten Funktion geblieben, wenn auch ihm die Zeiten etwas von seinem feierlichen Auftreten genommen haben, und er nicht mehr bei den Ausgängen des Rektors diesem voranschreiten muß.

Wie alle anderen Einrichtungen, so war damals auch die Universität mit mehr äußeren Formen und ehrfurchtgebietenden Gebräuchen geschmückt als heutzutage. Es war gewiß ein schöner und die Bürgerschaft erfreuender Anblick, wenn, wie die Statuten es vorschreiben, die Wahl eines neuen Rektors der Universität der ganzen Stadt unter Begleitung von Trompetern und Pfeifern zu Pferde angezeigt wurde und der alte Rektor in feierlichem Zuge in dem auf Kosten der Universität angeschafften Gewande aus feinstem rotem Tuche, voran Musik und ein Diener, der auf einem Stabe das scharlachne Barett als Zeichen der Rektoratswürde trug, nach der Peterskirche schritt, um seinem Nachfolger die Insignien seines Amtes, Barett und Szepter, zu übergeben, oder wenn ein neuer Doktor mit Pfeifern und schöngekleideten fakeltragenden Jünglingen, den Pedell mit dem Szepter an der Spitze, aus dem Examen kam und alle Doktoren und Magister sowie Bürgermeister und Rat zum Doktorschmaus einlud. Nicht nur Augenweide boten dem Bürger die prunkvollen Promotionen, sondern gewiß auch guten Verdienst, denn wenn alles, was die Statuten vorschrieben, geleistet wurde, so hatten die Doktoren nicht nur eine Menge Gebühren zu bezahlen, sondern unter anderem auch die Examinatoren mit Zuckerwerk zu bedenken und die Behörden der Stadt wie der Universität mit Barett und Handschuhen zu regalieren. Die Schmäuse, welche den Beschluß der Feierlichkeit machten und sowohl Mittag- wie Abendessen umfaßten, erforderten wohl auch eine ziemliche Leistungsfähigkeit. Es läßt sich begreifen, daß ein höherer Grad, wie Doktor der Theologie oder der Rechte, damals kein gemeiner Titel war. Es gab aber Leute, die an dem in den Statuten vorgeschriebenen noch nicht genug hatten. So ließ im Jahre 1463 der vornehme italienische Jurist Bonifacius de Gambarossa, der später als Professor hier angestellt wurde, bekanntgeben, wie er seine Doktorpromotion mit besonderem Pompe zu begehen gedenke. In dem Programm der Feier ist unter anderem ein Turnier auf dem Münsterplatz vorgesehen, wobei adelige Frauen goldene Ringe als Preise aussteilen. Es wird nicht nur die gewöhnliche Zahl von Barett verschenkt, sondern es werden noch einige unter die Zuschauer in der Aula geworfen. Am Essen gibt es italienischen Hippokras und guten Roten, und der Pedell bekommt ein neues Kleid. Hoffentlich hatte der glänzende Italiener bei seiner Feier mehr Glück als ein halbes Jahrhundert später der bekannte satirische Dichter Thomas Murner, der, als er hier das Doktorat der Rechte erlangen wollte, schon die Stadtpfeifer aus seiner Vaterstadt Straßburg herbeschiedt hatte, damit sie bei seiner feierlichen Promotion mitwirken könnten. Allein, obwohl es damals, da die Zahl der Studenten bereits abgenommen hatte, hieß, der juristische Dokortitel sei in Basel nicht schwer zu bekommen, hintertrieb doch der Rechtsgelehrte Claudius

Cantiuncula dessen Erteilung an Murner, indem er die Frage aufwarf, ob denn ein armer Franziskaner mit Prunk ein Doktorat feiern dürfe. Murner mußte seine Stadtpfeifer wieder heimschicken und dem Rat von Straßburg entschuldigend erklären, daß er sie gewiß nicht etwa nur zu einem Fastnachtscherz habe kommen lassen.

Wie dafür gesorgt war, daß die Universität durch ihr Auftreten bei den häufigen feierlichen Anlässen mit der Bürgerschaft der Stadt auf eine dieser gewiß nicht unangenehmen Weise in Berührung kam, so sollte auch das Verhalten der einzelnen Universitätsangehörigen nicht nur unter sich, sondern auch gegenüber dem nicht akademischen Teil der Bevölkerung ein solches sein, das zu keinen Klagen Anlaß geben konnte; darüber enthalten die verschiedenen Statuten eingehende Vorschriften, namentlich für die Studenten, Vorschriften, die darauf schließen lassen, nach welcher Richtung die Gelüste der akademischen Bürger jener Zeit wohlthätiger Schranken am meisten zu bedürfen schienen, die aber auch zeigen, daß der akademischen Freiheit damals in mancher Beziehung enge Grenzen gezogen waren. Das Leben der Studenten, von denen ja in den ersten Zeiten eine überwiegende Zahl Geistliche waren, hatte eben damals in mancher Beziehung noch beinahe einen anstaltsmäßigen Charakter. Zum großen Teil wohnten die Studenten zusammen in sogenannten Bursen, unter Leitung von Magistern. Den Studenten der Artistenfakultät war das sogar vorgeschrieben. Bekannte und öfters genannte Bursen waren diejenige im Kollegium, dann die Leuenburs im jetzigen Seidenhof, sowie die Pariserburs, welche die Franzosen beherbergte. Doch nicht nur den Mitgliedern der Bursen galten die zahlreichen Vorschriften für ein zurückhaltendes ehrbares Leben, nicht nur der Besuch der Vorlesungen war den Musesöhnen ans Herz gelegt, allen Studenten war auch eine anständige, geistliche und studentische Tracht vorgeschrieben, und leichtfertige oder übertrieben elegante Kleidungsstücke, wie lange Schnabelschuhe oder vorn und auf den Seiten offene Gewänder waren verboten, ebenso wie das Tragen von Dolchen und Schwertern oder das Herumgehen mit Falken oder anderen Vögeln. Kein Student soll abends, wenn das „Glöcklin“ geläutet hat, ausgehen; auch soll er nicht an den Tänzen der Bürger sich beteiligen, ohne dazu geladen zu sein. Wir können nicht nur vermuten, sondern wissen aus vielfachen Klagen über nächtliches Herumziehen und andere Ausschreitungen von Studenten, daß Ordnungen damals schon zu Übertretungen reizten. Wir erfahren aber auch aus Beschwerden der Universität, daß die Bürger, die damals nach Zünften die nächtliche Straßenpolizei übten, oft sehr wenig Respekt gegen die Universität und deren Angehörige zeigten, und, wenn wir diesen glauben, ungebührlich und ohne Achtung der Privilegien der Universität vorgingen. So wird berichtet, daß einmal — die Schneider hatten eben die Wache — ein Student aus der kleinen Stadt herüber in seine Burse gehen wollte. Als er zur Rheinbrücke kam, „do warent die wechter do und wolltent in gefangen han, also entlieff er inen, doch so lieff im ein schnider nach mit einem spieß und do er inn nit erlouffen mocht,

do schoß er im den spieß nach, aber er kam von im unverfirt.“ Der Bericht zeigt, daß die Renkontres zwischen Musensöhnen und ihren Kleiderkünstlern damals anderer Natur waren als heutzutage. Der Schneider, der einem Studenten Spieße nachwirft, dürfte jetzt kaum mehr zu finden sein. Auch in die Hände der Philister fielen einige andere Studenten, die einmal abends ein Ständchen bringen wollten, was für die frühe Pflege der Musik an unserer Universität Zeugnis gibt; die Zimmerleute, die damals die Wache hatten, fingen ihrer einige vor der Herberge zum Schnabel und nahmen einem feinen Kugelhut. Dafür gaben die Studenten eine Laute zum Pfand. Als sie am andern Tage, um diese zu holen, ins Zunfthaus kamen, verlangte man von ihnen die Bezahlung von acht Maß Wein. Die Studenten sagten, man hätte sie entsprechend den Freiheiten der hohen Schule vor den Rektor führen sollen. Da erwiderten die Bürger mit sehr unehrerbietigen, zwar auch jetzt noch nicht ganz ungebräuchlichen Worten über den Rektor, was denn sie davon hätten, wenn sie nachts vergebens auf den Gassen herumziehen müßten.

Zeigen diese lebendigen Beispiele, daß die Ehrfurcht vor der Universität und ihren Freiheiten, trotzdem man beschlossen hatte, diese jährlich bei der Ratsbesatzung nebst den anderen Briefen und Freiheiten der Stadt verlesen und beschwören zu lassen, bei den Bürgern noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen waren, so ergibt sich doch aus ihnen, daß die Universität mit ihren Angehörigen ein Bestandteil des städtischen Wesens geworden war, der zu seiner Belebung erheblich beitrug. Das war sie aber nicht nur in den nebensächlichen Äußerungen der Folgen eines bewegteren Verkehrs, sondern in erster Linie durch ihre Bedeutung als Sitz wissenschaftlichen Lebens und als Sammelplatz für bedeutende Geister, die Anregung aller Art nach Basel brachten und hinwiederum dem Namen des kleinen Gemeinwesens, das sie beherbergte, Glanz und Ruhm verliehen. Die erste Zeit der Universität, als der erste Eifer für sie noch warm war und das auch materiell blühende Gemeinwesen sie kräftig unterstützte, war eine Zeit raschen Gedeihens der jungen Anstalt, die aber auch, als die Kraft des Staates, sie zu unterstützen, sich abschwächte, als geistiges Gut der Stadt reiche Zinsen trug.

Am der Universität und im Anschluß an sie entfaltete sich in Basel bald ein reges geistiges Leben. Es ist nicht möglich, dessen Entwicklung und Fortgang im Zusammenhang und durch die einzelnen Fakultäten zu verfolgen; wir müssen uns begnügen, wenige einzelne Tatsachen und Namen herauszugreifen, die ein Licht auf das Bild des Ganzen werfen können.

Das Wesen der Universität bestand, wie schon angedeutet, nicht nur darin, daß einige angestellte Lehrer Vorlesungen hielten und mehr oder weniger Studenten sie hörten, sondern die ganze Anstalt war, wie auch jede Fakultät, in sich ein zugleich lehrender und lernender Körper und manche Schüler, unter denen wir nicht nur junge Leute, sondern auch gereifte Männer zu suchen haben, erteilten, wenn sie gewisse Grade

erlangt hatten, zugleich Lektionen. So wirkten an der Universität manche bedeutende Männer, die wir nicht als Inhaber ordentlicher Lehrstellen angestellt finden. Neben solchen, die sich in irgend einer Weise an der Universität beteiligten und ein Glied einer Fakultät bildeten, sind dann aber auch durch den in der Universität entstandenen Brennpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit Männer hierher geführt worden, die nicht direkt in den Dienst der Universität getreten sind und deren Wirken doch für sie von Bedeutung geworden ist, ohne daß die Rechnungsbücher davon erzählen.

Zum Glück haben schon in der ersten Zeit der Universität die Behörden, welche für die Stadt diese Einrichtung erstrebt und gegründet haben, auch durch weitblickende und vorurteilsfreie Maßregeln dafür gesorgt, daß die Anstalt sich zu einer freien Stätte universaler Bildung entwickeln und über den Stand einer lokalen Schule mit für das eigene Gemeinwesen nützlichen Leistungen erheben konnte.

Man hatte die Kosten nicht gescheut, aus Italien ansehnliche Doctores zu berufen, um die hier neue Disziplin des römischen Rechtes einzuführen und hatte aus Deutschland in Johann von Wesel einen Theologen von sehr freier Auffassung geholt, einen Verehrer der platonischen Philosophie, der die Grundlagen des scholastischen Autoritätsglaubens und die hierarchische Ordnung der Kirche bekämpfte und der hier auch schon Unterricht im Griechischen und im Hebräischen gegeben haben soll.

Man ließ sich durch die Freiheiten der Universität nicht abhalten, in einem Streit, der innerhalb der philosophischen Fakultät über zwei verschiedene Lehrmeinungen sich erhob, einzugreifen und für die Freiheit beider Richtungen zu wirken. Es handelte sich um den sogenannten Universalienstreit, den Gegensatz zweier Richtungen der Scholastik, den Realismus, welcher an die Wirklichkeit, Realität, des Allgemeinen glaubte, und den Nominalismus, dem nur die einzelnen Dinge als das allein Wirkliche erscheinen und die Gattungen als bloße Begriffe, die wir machen und durch Wörter, nomina, bezeichnen. Man nannte diese Richtungen auch den alten und den neuen Weg. Der Streit, in dem auf beiden Seiten Spitzen der damaligen Gelehrsamkeit standen, schlug hohe Wellen an den verschiedenen Universitäten und erregte die Gemüter der Magister gewaltig.

Entgegen einem Gutachten, das bei Errichtung der Universität in Basel die philosophische Fakultät mit acht Lehrstühlen zu bedenken und je vier mit berühmten Lehrern einer Partei zu besetzen vorschlug, hatte man sich auf vier Lehrer beschränkt, die alle dem neuen Wege angehörten. Im Jahre 1464 kamen nun drei Magister aus Paris und wollten sich in die Fakultät aufnehmen lassen, um im alten Wege zu lehren. Sie scheinen abgewiesen worden zu sein und sich an den Rat gewandt zu haben. Das führte zu einer Untersuchung und Neuordnung der ganzen Frage. Die Universität sprach sich gegen die Aufnahme beider Wege aus, nicht mit Gründen für oder wider eine der Lehren, sondern weil es sonst unmöglich sei, Eintracht und Friede, die für das Gedeihen einer

Universität nötig seien, zu erhalten. Allein der Rat entschied sich für eine neue Ordnung, welche beide Wege zuließ und gleichstellte, mit der schönen Begründung, daß, da nach dem päpstlichen Privilegium alle Wissenschaften in Basel gelehrt werden dürfen, die Stadt, an den Grenzen mehrerer Völker gelegen, keine Gelehrten abweisen solle und daß durch Vergleichung verschiedener Dinge der wahre Wert derselben um so besser erkannt und durch Verschiedenheit der Richtungen der menschliche Geist geschärft werde. Diese weitherzige Auffassung, die entgegen dem Vorbild anderer berühmter Universitäten, wie Paris, Köln und Erfurt, beiden Wegen gleiches Recht gewährte, brachte allerdings der philosophischen Fakultät eine Zeit der Unruhe und innerer Kämpfe und im Jahre 1470 für einige Zeit gänzliche Trennung in zwei Abteilungen. Die beiden Wege liefen nicht ruhig nebeneinander her, und obwohl es verboten war, durch Umtriebe Anhänger und Schüler des eines Weges auf den anderen zu locken, wurde das Gebot, Friede und Ruhe zu beobachten, nicht immer gehalten, und in den Bursen, welche die eigentlichen Sitze der Parteien bildeten, scheint ein förmliches Keilen der Füchse üblich gewesen zu sein, denn es wird 1477 in den Universitätsstatuten ausdrücklich verboten, den neuen Ankömmlingen entgegenzugehen und sie auf der Rheinbrücke oder anderswo für eine Burse zu bearbeiten, bei Strafe von 6 Gulden. Allein die freie Auffassung des Rates erwies sich als richtig; trotz den Kämpfen der beiden Richtungen, oder vielmehr durch sie angeregt, nahm die Artistenfakultät einen Aufschwung, der sie und mit ihr die Universität mächtig förderte.

Einer der von Paris gekommenen Magister, welche als Anhänger des alten Weges die erfolgreiche Bewegung an der Universität hervorriefen, war der Theologe Johann Heynlin von Stein, lateinisch de Lapide, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, der mit dem Rüstzeug der mittelalterlichen Scholastik die Begeisterung für die neu erweckte Kenntniss des Altertums verband; gelehrt und fromm gehörte er zu jenen Männern, die noch vor der Reformation einen bessern Zustand innert der Schranken der römischen Kirche erstrebten. Er ist mit Unterbrechungen mehrmals in Basel gewesen, dazwischen in rastloser Weise in Paris, in Tübingen und in Bern. In Basel hat er als beliebter Kanzelredner auch die Predigerstelle am Münster versehen. Schließlich zog er sich, des weltlichen Treibens müde, in die Karthause zurück. Große Verdienste hat er sich um die Ausbreitung des Buchdruckes erworben; er berief im Jahre 1470 die ersten Buchdrucker nach Paris und war ein großer Liebhaber schöner Druckwerke, für deren sorgfältige, kunstvolle Ausschmückung er keine Kosten scheute. Seine Bücher, die er der Karthause geschenkt hat, gehören noch zu den kostbarsten Schätzen unserer Bibliothek, in welche sie mit den aufgehobenen Klosterbibliotheken gelangt sind. Es läßt sich denken, daß ein solcher Mann reiche Anregung verbreitete. Auch als er nicht mehr bleibend der Universität seine Tätigkeit widmete, war er der geistige Mittelpunkt eines Kreises trefflicher Männer, die hier wirkten.

In Verbindung mit Heynlin sind zu nennen unter anderen Mathias von Gengenbach, der bald nach ihm ebenfalls von Paris hierher gekommen ist und in der philosophischen wie in der juristischen Fakultät gelehrt hat, bemerkenswert dadurch, daß ihm aufgetragen worden ist, in der Poesie zu lesen; mit der Anerkennung dieser Disziplin, also des Studiums der alten Dichter und Redner, als regelmäßigen Lehrfaches, hat die hiesige Universität vor anderen einen entschiedenen Schritt zur Anerkennung der humanistischen Bestrebungen getan. Sodann der Theologe Johannes Geyley von Kaisersberg, der berühmte Kanzelredner, später Domprediger in Straßburg. Mit ihm sein elsässischer Landsmann Sebastian Brant, der 1489 hier zum Doktor der Rechte kreiert, später zum Professor ernannt, als einflußreicher Lehrer wirkte. Er ist der Verfasser juristischer Schriften wie des Rechtsbandbuchs „Der richterliche Klagspiegel“ und zahlreicher lateinischer Gedichte, bekannt aber namentlich als Dichter der in deutscher Sprache geschriebenen Satire „Das Narrenschiff“, in dem die menschlichen Torheiten seiner und jeder Zeit gegeißelt werden. Brant war einer der bedeutendsten älteren Humanisten. Mit ihm befreundet war der Bahnbrecher für das Studium der Griechen, Johannes Reuchlin; während er in Basel als Magister lehrte, studierte er griechische Handschriften, die ein Besucher des Konzils, der Bischof Johann von Ragusa, dem Predigerkloster geschenkt hatte, und benutzte den Vorzug, den damals Basel vor allen deutschen Universitäten voraus hatte, daß ein Grieche, Andronikus Kontoblatas in seiner Muttersprache Unterricht erteilte. Auch sein jüngerer Bruder Dionysius, der Professor der griechischen Sprache in Heidelberg geworden ist, hat hier studiert.

Neben diesen und anderen Männern, die als Vertreter eines ersten Humanismus schon als Vorläufer einer neuen Geistesrichtung anzusehen sind, mögen von anderen, die noch mehr in den alten Geleisen des scholastischen Wissens an der Universität gelehrt haben, erwähnt werden zwei einheimische Gelehrte, die vornehmen Basler Geistlichen Peter von Amdlau und Peter zum Luft, beide Lehrer des geistlichen Rechtes. Peter von Amdlau ist derselbe, der schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als Licentiat *juris canonici* durch Veranstaltung von Disputationen hier Interesse für die Wissenschaften bezeugt hat und für die Gründung der Universität tätig gewesen ist. Es ist ihm das seltene Los widerfahren, daß eine Schrift von ihm, *de imperio Romano*, mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tode noch im Druck das Licht der Welt erblickt hat. Wie sein Nachfolger Sebastian Brant ist er für die Einführung des Römischen Rechtes eingetreten. Seine Vorlesungen befolgen noch die scholastische Methode, scheinen aber geschätzt gewesen zu sein, wie wir aus einer Niederschrift von der Hand des Priors der Karthause, Jakob Lauber, schließen können, welche wir auf unserer Bibliothek noch besitzen. Auch von den gleichzeitigen Juristen Johann Helmich und Johann Steinmez wissen wir, daß man sie gerne gehört hat. Beide haben auch der Stadt praktische Dienste geleistet. Helmich erwirkte beim Papst die Aufhebung des

Bannes, in den die Basler durch Parteinahme für Dieter von Isenburg gegen Adolf von Nassau gekommen waren; der Rat hat ihm einen silbernen Becher gestiftet. Ein beliebter Lehrer scheint auch der Jurist Petrus de Cabureto aus Piemont gewesen zu sein; denn im Jahre 1467 petitionierten 17 Studenten um seine Anstellung, die auch erfolgt ist.

Die theologische Fakultät hatte in den ersten Jahren beliebte Lehrer in Johannes Crüzer, aus Gebweiler, einem Dominikaner, der sich als Prediger am Münster zu Straßburg großer Popularität erfreut hatte, und in Wilhelm Sertoris aus Erfurt; dieser kam durch die Vermittlung von Johann von Wesel hierher; der gelehrte Abt von Spanheim Erithemius zählt ihn unter die ausgezeichneten Theologen seiner Zeit und nennt ihn als mit feinem Geist und Beredsamkeit begabt.

Die Medizin, deren Studium damals noch sehr tief stand und hauptsächlich an Hand der ärztlichen Bücher des Altertums getrieben wurde, scheint in der ersten Zeit in Basel nicht so vertreten gewesen zu sein, daß die Lehrer dieser Fakultät zum wissenschaftlichen Leben in Basel viel beigetragen und viel mehr als die Überlieferung ihrer Namen hinterlassen haben. Vom ersten Professor, Werner Wölflin aus Rotenburg, ist sogar zu berichten, daß wiederholt Klagen laut wurden, er tue nicht genug; es ist davon die Rede, man solle „dem Arztemeister Wernher Urloub geben und einen fürnehmen Meister bestellen.“ Die Universität legte für den bedrängten Kollegen Fürsprache ein, wie es scheint mit Erfolg. Als Stadtarzt, welche Stelle er anfänglich auch versah, war er offenbar ebenfalls nicht beliebt, er wird bald durch einen andern ersetzt. Dagegen scheint seine Frau mehr geschätzt worden zu sein; denn sie wird im Jahre 1496 in ein Frauenkomitee zur Beaufsichtigung der Hebammen gewählt. So hatte Basel immerhin von der medizinischen Fakultät einen praktischen Gewinn.

Erwähnen wollen wir noch, daß auch zwei spätere Bischöfe von Basel Angehörige der Universität, ja deren Rektoren gewesen sind, Caspar zu Rhein und Christoph von Altenheim. Der letztgenannte gehörte zu dem humanistischen Kreise des Johann Heynlin.

Auch manchen andern vornehmen Namen von nah und fern begegnen wir in den Matrikeln dieser Zeit, und manche bekannte Schweizer Geschlechter sind darin durch Männer vertreten, die später in ihrer Heimat rühmlich gewirkt haben. Aber auch aus entfernteren Ländern zogen Studenten hierher, oft im Gefolge von Lehrern; Johannes Heynlin zum Beispiel soll von Paris Schüler mitgebracht und sie in der Pariserburs, deren Vorsteher er war, vereinigt haben. Die Sprache bildete damals kein Hindernis für den Besuch von Universitäten fremder Länder, da das internationale Latein alles gelehrte Schaffen zum Gemeingut aller Völker machte. So war die hiesige Hochschule allen Nationen offen. In besonders hoher Zahl finden sich hohe Geistliche aus der Schweiz und aus Deutschland. Der Ruf, den Basel schon als das lustigste Bistum

an der großen Pfaffengasse am Rhein genoß, wird ihm auch als Universitätsstadt zu statten gekommen sein.

Allein nach den Jahren der ersten Blüte zeigen sich nach und nach Zeichen einer Abnahme des anfänglichen Schwunges und des kräftigen Eifers der Behörden für die Universität. Die Zeit der Burgunderkriege ist ein Höhepunkt in der politischen Geschichte der Stadt, sie nahm aber Kräfte und Mittel nach anderer Richtung in Anspruch als für die Pflege der Wissenschaften, und die Ausgaben für die Universität schrumpfen gegen die früheren Jahre bedeutend zusammen.

Die vornehmen Herren aus Italien, welche die juristische Fakultät zierten und emporhoben, verschwanden bald wieder von Basel, wo sie sich wohl mit ihrer anspruchsvolleren Bildung auf die Länge nicht wohl fühlten; sie hatten sich auch mit ihren deutschen Kollegen des geistlichen Rechtes nicht gut vertragen. Der Rat machte noch einmal eine erfolgreiche Anstrengung, die juristische Fakultät zu heben und berief im Jahre 1495 den als Professor in Freiburg angestellten berühmten Rechtslehrer Dr. Ulrich Krafft von Ulm zum Ordinarius in den Leges, dem bürgerlichen Rechte. Krafft, den sein großer Schüler Ulrich Zasius, der Vorkämpfer des römischen Rechts in Deutschland, den ersten unter den deutschen Rechtslehrern nennt, wurde hier sofort zum Rektor gewählt; die Zahl der Studierenden stieg unter ihm wieder bedeutend. Allein der Schwabenkrieg brachte bald neuerdings eine außerordentliche Abnahme der Frequenz, und Krafft verließ Basel, um eine Pfarrstelle in seiner Vaterstadt Ulm anzunehmen. Die fortwährenden Kriege, Pesten und andere Krankheiten wirkten ungünstig, und die Errichtung neuer Universitäten in Deutschland, zu Ingolstadt und Trier 1472, in Tübingen und Mainz 1477, entzogen den Zufluß aus Gebieten, welche bis dahin Schüler nach Basel geschickt hatten. Die Stadt, durch Kriege und politische Aktionen in Anspruch genommen, war zur Zeit, da es sich für sie um die wichtige Frage des Eintritts in den Schweizerbund handelte, nicht in der Lage, für die Universität große Anstrengungen zu machen. Und doch wird diese Zeit der Abnahme der äußeren Kräfte der Universität nicht eine Zeit des Verfalles des geistigen Lebens, das sich um sie gruppiert. Im Gegenteil, nachdem gegen Ende des Jahrhunderts, das die Universität hatte entstehen und ihre erste Blüte erreichen sehen, die allgemeinen Verhältnisse einen Stillstand gebracht hatten, tritt in den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts eine Zeit des Glanzes ein, welcher die früheren Jahre noch überstrahlt. Die Universität ist stark genug gewesen, geistige Kräfte zu wecken und zu entwickeln, die nun selbständig tätig sind und einem Leben rufen, das nicht allein in der Hochschule sich entfaltet, aber in ihr seinen Mittelpunkt findet. Deutlich wird nun auch der Gewinn sichtbar, den die Pflege der Wissenschaften dem bürgerlichen Wesen, selbst in materieller Beziehung, bringt.

Zu den Kräften, welche die glänzende und ruhmvolle Periode der Universität vom Beginn des sechszehnten Jahrhunderts vorbereiten, gehört vor allem die damals in Aufgang kommende Kunst des Buchdruckes, welche, zuerst von den Gelehrten der hohen Schule angezogen und großgezogen, wieder ihrerseits ein Anziehungspunkt wird für Gelehrte aller Länder. Die Druckerkunst bedurfte in jener Zeit der gelehrten Bildung. Der Drucker selbst brauchte sie zur Ausübung seines Berufes. Schon im ersten Jahrzehnt nach der Gründung der Universität finden wir unter den bei ihr Immatrikulierten eine Anzahl von Männern, die später in Basel sich als Drucker einen Namen gemacht haben.

Doch nicht sowohl als Lehranstalt wurde die Universitätsstadt von den Druckern aufgesucht, sondern als Sammelplatz gelehrter Männer, welche Werke zum Druck lieferten, durch eigene Produktion oder, da es sich in der ersten Zeit namentlich um die Herausgabe älterer Schriftsteller und Quellen handelte, mit Rat und Hülfeleistung bei der Beschaffung und der Herausgabe des Textes. Daher folgte der Drucker dem Gelehrten, wie er bald von diesem aufgesucht wurde.

Zu dem Kreise älterer Humanisten, die sich um Johannes Heynlin sammelten, gehörte auch der Magister Johannes Amerbach aus Amorbach in Franken. Er hatte in Paris bei Heynlin studiert und ist wohl durch diesen Förderer des Buchdrucks diesem Gewerbe zugeführt und hierher gezogen worden. Durch ihn kamen später seine Geschäftsgenossen Johannes Petri und Johannes Froben nach Basel. Vor und neben ihnen errichteten eine Anzahl anderer Drucker ihre Offizinen, und alle fanden reiche Arbeit, unterstützt und gefördert von hiesigen Gelehrten, von denen mit Heynlin namentlich Sebastian Brant für sie tätig war. Dem Buchdruck kam zu Gute, daß die Herstellung eines für ihn wichtigen Materiales, des Papiers, in Basel auch schon in schwunghaftem Betriebe vor sich ging, wohl auch nicht ohne Beziehung zum gelehrten Leben in der Stadt. Das Konzil, das vermutlich ein ziemliches Quantum Papier verschrieb, scheint mit andern Anregungen auch die zur Papierfabrikation gebracht zu haben. Während des Konzils hatte der unternehmende Basler Kaufmann und Ratsherr Heinrich Halbisen die erste Papiermühle eingerichtet im Albantal, das bis jetzt der Sitz dieses Gewerbes geblieben ist. Es entwickelte sich sofort ein Großbetrieb, der, als Halbisens Geschäfte in Schwierigkeiten gerieten, von einwandernden Italienern übernommen und mit solchem Erfolge weiter geführt wurde, daß diese erste hiesige Industrie bald zu großer Bedeutung gelangte und ihre Erzeugnisse weithin versandte. Welche Kräfte sie in Bewegung setzte, können wir daraus entnehmen, daß ihr verboten wurde, nachts zu arbeiten, weil durch ihr Geräusch sonst die Wächter auf den Mauern in ihrer Tätigkeit gestört und abgelenkt würden. So war durch das Vorhandensein des den Gelehrten so nötigen Rüstzeugs den Musen das Tor geöffnet, und diese hinwiederum im Verein mit den Druckern gaben der Fabrik lohnende Beschäftigung. Wie

die Papierfabrikation, so brachte auch die Buchdruckerei gegenüber dem handwerklichen Kleinbetrieb der bisher einheimischen Gewerbe den Anfang der Großindustrie, der schon modern anmutet; ist doch das erste, was wir vom Auftreten der Drucker hier wissen, die Nachricht aus dem Jahre 1471, daß bei den Meistern, „so die Bücher drucken“, die Knechte die Arbeit niedergelegt hätten wegen der in diesem Gewerbe eingeführten Kost- und Ründigungsverhältnisse. Papierer und Drucker standen außerhalb des herrschenden Zunftzwanges als freie Gewerbe, deren Beziehung zu den Wissenschaften ihnen ein Verhältnis zur Universität sicherte, wie denn die Drucker als akademische Bürger betrachtet wurden.

Wenn so, gelockt durch die Vorteile, welche der Aufenthalt so vieler Gelehrter bot, nach den Papierern auch die Drucker ihren Sitz in Basel aufgeschlagen hatten, das nun Jahrhunderte lang eine Pflegstätte dieser Gewerbe blieb und sie zu langandauernder Blüte sich entwickeln sah, so hat hieraus nicht nur das geistige Leben der Stadt reiche Nahrung gezogen, sondern auch ihrem Handel und Verkehr wurde großer Vorteil und Gewinn zugeführt. Zu dem Bilde des Kreises von Männern, die, aus den neuererschlossenen Schätzen des klassischen Altertums Begeisterung und Bildung schöpfend, an der Universität und um sie sich sammelten, gehört auch die Gestalt des reichen Druckerherrn wie eines Johannes Amerbach, welcher die mit gelehrter Hilfe hergestellten Werke seiner Kunst in alle Lande hinaus sandte, zu dem aber auch von ferne her Gelehrte kamen, um seine Werkstatt in Anspruch zu nehmen. Es gehört dazu aber auch der Künstler, der durch die lohnende Beschäftigung, die ihm die Ausschmückung der Druckwerke bot, hierher geführt wurde. Ein Buch mußte damals ein Kunstwerk sein, und die Kunst, die dabei mitwirkte, war auch im Falle, auf anderen Gebieten große Werke zu schaffen. Daß die Buchdruckerei ihre in deutschen Landen einzige Blüte der Universität verdankte, ist der Universität und der Stadt reichlich heimgezahlt worden. Was den Erasmus zuerst nach Basel geführt hat, war die Sorge um den Druck seiner Bücher, und obwohl er selbst nicht mit der Universität in direkte Verbindung getreten ist, sind doch die Anregung und der Glanz, die er um sich verbreitete, ihr auch zugute gekommen.

Und wenn durch Eintritt Basels in den Schweizerbund der früher so glänzende Adel, der sich in seinen Mauern getummelt hatte, veranlaßt wurde, der Stadt den Rücken zu kehren, so brachte ein geistiger Adel einen Ruhm, der den früheren überstrahlte, und es war nicht ohne Bedeutung, daß der erste in Basel geborene Eidgenosse der Sohn eines Druckers, des berühmten Johann Froben war, Hieronymus, der seiner Vaterstadt weitere Ehre brachte.

Im Jahre 1500 hat Sebastian Brant Basel verlassen, um die Stelle eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt Straßburg anzunehmen. Vier Jahre vorher hatte Johannes de Lapide sein vielbewegtes Leben beschlossen in einer stillen Zelle der Basler Kart-

hause. Damit endigte für Basel die Periode des älteren Humanismus, der noch vollständig innert der Schranken der bestehenden Kirche ein neues Leben erstrebte. Doch erfreute sich immer noch die Universität eines guten Rufes, wie wir aus den Namen mancher später zu Auszeichnung gelangter Gelehrter sehen, denen wir in den Matrikeln jener Zeit begegnen. Der Rat hatte trotz der Schwierigkeit der politischen Verhältnisse doch die Universität nicht vergessen. Schon im Jahre 1494 wurde eine Reformation ins Auge gefaßt, damit sie wieder in gutes Wesen gebracht werde; nach dem Eintritt in den Schweizerbund erkannte der Rat nach vielfältigem Ratschlagen, daß man die Universität nicht verlassen solle, und einige Jahre später wird ein Ratschlag erlassen, der allerdings der hohen Schule bisherige Freiheiten, die, wie es heißt, den Rat merklich beschweren, nicht in allen Punkten respektiert, aber vorsieht, daß man der Universität zu den Pfründen, die ihr zustehen, aus dem Stadtseckel zweihundert Gulden geben soll, zur Anstellung von Lehrern, damit sie wieder zu Aufgang und gutem Wesen komme.

Aber nicht die keineswegs übertrieben großartige Fürsorge der Räte, sondern die durch den Buchdruck genährte Lebendigkeit des wissenschaftlichen Lebens war es, die nun bedeutende und anregende Männer nach Basel zog und es zu einer Stätte des neueren Humanismus machte, der in scharfem Gegensatz zur alten Scholastik das Studium der Alten und ein darauf begründetes Walten besseren Geschmacks und reinerer Wissenschaft herstellen wollte, dabei auch die Kirche und ihre Einrichtungen oft mit scharfem Spotte bekämpfend. Als Vertreter dieser Richtung an der Universität ist vor allem zu nennen Heinrich Loriti aus Mollis, gewöhnlich nach seiner Heimat Glareanus genannt, ein Mann von Geist und oft übermütigem Witz, hervorragend in der Kenntniss der alten Sprachen, der Mathematik und der Musik, auch als Dichter bekannt. Er leitete hier eine Burse, in der er bis dreißig Schüler um sich sammelte, um sie in die Kenntniss der alten Klassiker einzuführen. Als ihm anfänglich bei den öffentlichen Disputationen nicht der Rang und Sitz eingeräumt wurde, auf den er als vom Kaiser gekrönter Dichter, poeta laureatus, Anspruch zu haben glaubte, soll er hoch zu Ross in die Aula eingeritten sein, da er keinen Platz zum Sitzen habe. Einer seiner Schüler war der Theologe Wolfgang Wissenburger, als Lehrer der Mathematik an der Universität angestellt, der mit anderen lustigen jungen Gelehrten in herausfordernder Weise am Palmsonntag 1522 einen Spanferkelschmaus veranstaltete zum Ärgernis der Universität, welche in der Mehrzahl ihrer Lehrer altkirchlich gesinnt war.

An der theologischen Fakultät lehrte Ludwig Bär von Basel, ein Freund und Geistesverwandter von Erasmus, der wie dieser in seiner feinen humanistischen Bildung der gewaltsamen Entwicklung, welche in der Kirche einzutreten begann, nicht folgen konnte; daneben Thomas Wittenbach aus Biel, der zu den ersten Männern gehörte, welche die reformatorischen Ideen anregten. Er ist bekannt als Reformator von Bern und als Lehrer von Zwingli und Leo Jud, von denen er hoch verehrt worden ist.

Um die hiesigen Buchdrucker, unter denen namentlich die gründlich humanistisch gebildeten Johannes Amerbach und Johann Froben hervorragten, sammelten sich als Herausgeber und Korrektoren zahlreiche Gelehrte wie der im Griechischen wohl bewanderte Johannes Cono, die Elsäßer Konrad Pellikan, später Professor in Basel und in Zürich, Beatus Rhenanus, ein ausgezeichnete Philologe, Gelenius und andere. Den Mittelpunkt fanden diese in Basel zusammenströmenden Humanisten in dem Haupte der damaligen Gelehrsamkeit Desiderius Erasmus von Rotterdam, der 1514 zuerst zu einem vorübergehenden Besuche nach Basel gekommen, an dem Leben in dem Kreise von Gelehrten, die ihn hier mit Verehrung umgaben, einen solchen Gefallen fand, daß er bald wiederkehrte. Von 1521 lebte er bis zum Ausbruch der Reformation im Jahre 1529 hier im Hause seines Druckers Froben, das oft der Sammelpunkt gewesen sein mag für das Zusammenwirken all der gelehrten Männer des damaligen Basels; Erasmus schreibt davon seinem Freunde Johann Sapidus in Schlettstadt im Jahre 1518 in anschaulicher Schilderung: „Ich bin sehr glücklich. Ich freue mich des täglichen Umgangs vieler verdienstvoller Gelehrter. Jeder versteht Latein und Griechisch, mancher Hebräisch. Der eine ist ein gewandter Historiker, der andere ein guter Theologe, ein dritter ein vortrefflicher Mathematiker; andere zeichnen sich in der Altertumskunde, noch andere in der Rechtsgelehrsamkeit aus. Noch nirgends ward mir ein so entzückend lehrreicher Umgang zu Teil. Und bei diesen wissenschaftlichen Vorzügen waltet die größte Herzlichkeit. Welche Anmut, welche Eintracht; alles ist nur ein Herz und eine Seele. Man glaubt unaufhörlich in dem angenehmsten Musentempel zu sein.“

Erasmus ist nicht selbst an der Universität tätig gewesen, hat aber auf sie und ihre bedeutendsten Lehrer einen großen Einfluß geübt. Von Glarean wurde er schwärmerisch verehrt, und in dem ihm kindlich anhängenden Bonifacius Amerbach, dem Sohne des Druckers, hat er einen Schüler hinterlassen, welcher den Humanismus in seiner liebenswürdigsten Gestalt noch in der folgenden Periode der Universität nach der Reformation vertreten hat. Als Mittelpunkt des humanistischen Lebens in der Stadt wurde der große Holländer von der Universität wie von den Behörden, von Gelehrten und Angelehrten gleich gefeiert und geehrt, und in ihm hat sich diese Glanzzeit des gelehrten Treibens in Basel so verkörpert, daß Jahrhunderte später, wie ein Reisender des 18. Jahrhunderts erzählt, als die Ausübung der Wissenschaft in der Bürgerschaft nicht mehr großes Interesse fand, sein Andenken noch in höchstem Ansehen stand und selbst die gemeinen Leute etwas von ihm zu schwätzen und zu erzählen wußten.

Basel hat in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts das humanistische Studium zu gewaltiger Bedeutung gelangen sehen und darf nach den Worten eines kompetenten Beurteilers beinahe als die Geburtsstätte der klassischen Philologie Deutschlands bezeichnet werden, der man eine Anzahl erster Editionen von alten Schriftstellern verdankt. Damals hat Beatus Rhenanus den Historiker Bellejus Paterculus, von

dem er eine Handschrift im Kloster Murbach entdeckt hatte, hier herausgegeben. Auch das fachliche Verständnis der alten Autoren wurde gefördert vor allen durch Glarean, dessen Arbeiten zu Livius vielen späteren Erklärern gedient haben, und den noch der große Niebuhr in der Vorrede zu seiner römischen Geschichte erwähnt als einen der wenigen freien Geister, die über das tote Wiederholen der Überlieferung hinauskamen. Das Bild jener Zeit wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch der Kunst gedächten, die sich damals in Basel zur Gelehrsamkeit gesellt, deren Erzeugnisse verschönt und anderseits durch deren Vertreter wertvolle Anregungen empfangen hat. Das für unsere Stadt so bedeutsame und für alle Zeit wertvolle Wirken Holbeins in Basel steht im Zusammenhang mit dem Auftreten der Gelehrten, in deren Bildern er uns so kostbare Denkmäler seiner Kunst geschenkt hat, und nichts gibt ein deutlicheres Bild der gegenseitigen Beziehungen, als das mit Federzeichnungen Holbeins geschmückte Exemplar des aus der Frobenischen Offizin hervorgegangenen Lobes der Narrheit von Erasmus, das, einst im Besitze des Oswald Myconius, durch Amerbachischen Kunstsinne unserer Stadt erhalten worden ist. Die Miniaturen hervorragender Künstler, eines Holbein wie früher eines Martin Schongauer, haben die Rektoratsmatrikel der Universität zu einem kostbaren Schätze gemacht, und in den schönen silbernen Siegeln der Universität wie einzelner Fakultäten bewahren wir noch wertvolle Denkmäler des damaligen Kunstsinnes.

Die Bedeutung der freieren aus den Schranken der mittelalterlichen Scholastik heraustretenden Bildung, des Humanismus, die hier ihre Pflege fand, hat sich aber nicht erschöpft in den Leistungen für Vermehrung der Gelehrsamkeit und in der Betätigung eines Lebens liebenswürdiger Menschen von verfeinertem Genußvermögen. Wie jede ächte wissenschaftliche Bildung hat sie ihre Wirkungen gehabt für die Befreiung der Geister und zu Fortschritten geführt, die über rein wissenschaftliche Erkenntnis hinausgingen. In Basel ist des Erasmus Ausgabe des Neuen Testaments erschienen, die Luthers Bibelübersetzung zugrunde liegt.

Wenn auch manche der gelehrten Humanisten, unter ihnen gerade die bedeutendsten wie Erasmus, Glarean, Ludwig Bär und im Grunde auch der mehr zum genießenden Beschauen als zum rücksichtslosen Handeln geborene Bonifacius Amerbach schon aus ästhetischen Gründen einer so radikalen Bewegung wie der Reformation nicht oder nur ungerne folgen konnten, die von ihnen vertretene Geistesrichtung hat doch die Waffen und die Männer geliefert, welche die Reformation zum Siege führten. Unter den Angehörigen der Universität zur Zeit des aufsteigenden Humanismus finden wir manche Männer, denen wir später in der reformatorischen Bewegung hier und anderwärts als hervorragenden Streitern begegnen. Wie Zwingli und Leo Jud hat der auch in der Reformationsgeschichte von Zürich wohlbekannte Komthur Konrad Schmid von Rüschnacht in Basel studiert. Wolfgang Capito, der Reformator Straßburgs, ist hier Rektor gewesen, sein Mitarbeiter und Gesinnungsgenosse Caspar Hedio erwarb

sich hier das Baccalaureat. Durch Capitos Vermittlung ist auch sein Freund Johannes Dekolampad, aus Weinsberg, nach Basel gekommen; mit diesem hat Konrad Pellikan, nachmals Bibliothekar in Zürich, gewirkt; auch der Luzerner Oswald Myconius, der spätere zweite Antistes der Basler Kirche, hat hier studiert. Die Wirksamkeit dieser und anderer gleichzeitiger Mitglieder der Universität wie Bonifacius Amerbach, Paul Phrygio, ist zum guten Teil einer späteren Periode der Universität, der Zeit nach der Reformation, zugute gekommen, sie zeigt aber, daß der nun eintretende Bruch mit der Vergangenheit kein vollständiger war und daß die folgende Zeit an die vorhergehende anknüpfte und weiterbaute auf dem Grund, den die Männer des reformatorischen Humanismus gelegt hatten.

Die Universität selbst war nicht imstande, die Entwicklung, welche die neuen Ideen nun für die Kirche und das politische Leben mit sich brachten, auch in sich durchzumachen; in der Mehrzahl ihrer Mitglieder hing sie am Alten. Die hereinbrechenden Stürme der Reformation, die in Basel mit besonderer Heftigkeit so vieles Hergebrachte wegfeigten, haben auch die Universität in ihren Grundfesten erschüttert. Auch innerhalb ihres Kreises kam es zum Streite der alten und der neuen Richtung. Im Jahre 1523 entzog der Rat vier älteren Lehrern der Universität, die sich der neuen Strömung widersetzen, die Besoldung und brachte damit die Anstalt in Opposition zu der immer mächtiger werdenden Partei, welche den Bruch mit Rom wollte. Er ernannte Dekolampad und Pellikan zu Lehrern der Theologie, aber diese standen außerhalb der Universität, die sie nicht anerkannte. Die neue Lehre faßte jedoch immer festeren Fuß in der Bürgerschaft; diese erzwang im Februar 1529 in gewaltsamer Bewegung eine Veränderung der Regierung und vollständige Einführung der Reformation. Die Altgläubigen verließen in Masse die Stadt, mit ihnen ging ein großer Teil der Universitätslehrer und Schüler. Die meisten von diesen, darunter Ludwig Bär und Glarean, zogen nach Freiburg, wohin, mit schwerem Herzen die ihm teure Stadt verlassend, auch Erasmus folgte. Im Jahre 1529 wurde zwar noch eine Rektorewahl vorgenommen und von den Zurückgebliebenen der Mediziner Oswald Bär zum Haupt der Universität ernannt. Allein am 1. Juni desselben Jahres nahm der Rat die Insignien der Universität, Szepter und Siegel, Bücher und Urkunden und was an Vermögen vorhanden war, zuhanden und erklärte damit, daß er sich alle Rechte an der Universität wahre und die Verfügung darüber nicht den Angehörigen der in Auflösung geratenen Anstalt überlasse. Damit war die Periode zu Ende, da die Universität als eine sehr selbständige Korporation mit Privilegien von beinahe internationalem Charakter gewissermaßen neben dem Staate stand; als die Universität neu konstituiert wurde, geschah ihre Reformation wie bei der Kirche im Sinne einer Einordnung in den Staat, der nun, wenn er der Hochschule auch wieder weitgehende Rechte und Freiheiten einräumte, sie doch als seine ihm untergebene Anstalt regierte. Auch so kam

die Universität bald wieder zu Bedeutung und Blüte; denn dieselbe geistige Macht, welche das Ende der Universität in ihrer alten Form herbeigeführt hatte, sorgte für Erhaltung ihres Wesens und für Wiederherstellung ihrer geistigen Bedeutung. Der Mann, der in Basel die Reformation gepredigt hat, Johann Dekolampad, hat auch ein Hauptverdienst daran, daß die Universität neu erstand zur Pflege der hohen Bildung, die er selbst besaß und die ein Erasmus an ihm schätzte. „Auch wir wissen,“ so schrieb er an Zwingli, „daß die Wissenschaften Geschenke Gottes sind.“

Und die Räte, die mit Einführung der neuen Lehre in der allgemeinen Ordnung über die Reformation am 1. April 1529 die neue Aufrichtung der Universität in Aussicht stellten, haben auch in den schwierigen Jahren, die folgten, die Sorge um die Anstalt nicht außer acht gelassen, in der richtigen Erkenntnis, daß, wie auf einem Tage der evangelischen Städte gesagt wurde, es nichts frevleres und christlichem Frieden widerwärtigeres gebe als die Ohnwissenheit.

Dekolampad, schon vor der Reformation zum Lehrer der Universität ernannt, seit 1529 Hauptprediger am Münster und erster Antistes der Basler Kirche, hat nicht aufgehört, Vorlesungen an der von den meisten Lehrern und Schülern verlassenen Anstalt zu halten. Er war auch im Auftrag oder im Einverständnis des Rates, sofort nach Einführung der Reformation, bemüht, neue Lehrer für sie zu gewinnen, als ersten Simon Grynäus, dem er die Professur der griechischen Sprache antrug und in welchem er für die Erneuerung der Hochschule eine Stütze heranziehen wollte. Ihm schrieb er nach Heidelberg: „Die Hochschule wurde bisher vernachlässigt, jetzt gedenken wir sie nicht nur zu erneuern, sondern in Glanz zu bringen und wünschen Frömmigkeit und Wissenschaften zu pflanzen. Deswegen rufen wir gute und gelehrte Leute, so viele wir erhalten können, herbei und laden sie zu uns ein; wir haben die Absicht, ordentliche Kosten in keiner Hinsicht zu sparen, sondern die Leute mit angemessenen Besoldungen willig zu machen.“ Grynäus kam auch wirklich gegen Zusicherung eines ansehnlichen Honorars, einer Wohnung sowie Bezahlung der Schulden, die er in Heidelberg hatte; er las schon im Sommer 1529 über eine Schrift des Aristoteles „mit wunderbarer Geschicklichkeit“, wie Dekolampad an Zwingli berichtete, war aber anfänglich nicht befriedigt von den Verhältnissen, die er hier fand, da jeder seine Sache für sich treibe und man sich nicht um ihn kümmere. Das kam später schon anders, Grynäus wurde als eine Zierde der erneuerten Universität bei Gelehrten und Angelehrten eine der geachteten Persönlichkeiten zu Basel. Damals war aber die Universitätsordnung noch nicht hergestellt, wenn auch in dieser Zeit des Interregnums, wie die Matrikel die Jahre bis zur formellen Wiedereröffnung der Anstalt nennt, Vorlesungen gehalten wurden. Mit Grynäus wurden von Dekolampad noch berufen Sebastian Münster für das Hebräische und Paul Phrygio, der schon in Basel studiert hatte; er wurde zugleich Pfarrer zu St. Peter und bekam später die Professur für Altes Testament. Aber nicht nur in der

theologischen Fakultät wurden Lektionen gehalten, die, den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechend, noch einen kirchlichen Charakter trugen. In der juristischen Fakultät hat Bonifacius Amerbach, der früher schon Rektor gewesen war, ausgehalten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, da er sich dem durch Ratserkenntnis ausgesprochenen Zwang zur Teilnahme am Abendmahl nicht fügen wollte, und auch nicht mit großer Befriedigung, da er in den Pandekten wenig Zuhörer hatte und es ihm nicht behagte, daß er auf Wunsch des Rates wieder wie ein Knabe sich mit den Institutionen beschäftigen müsse. Trotzdem haben mehrere ehrenvolle Rufe nach auswärts den seiner Vaterstadt ergebener Mann nicht bewegen können, Basel und die Universität zu verlassen, wo man allerdings seiner in hohem Maße bedurfte. Seine Aufgabe ist es dann gewesen, die Neuordnung der Hochschule durchzuführen. Denn als die entscheidenden Schritte zur Wiederherstellung der Universität getan wurden, war Dekolampad, auf dessen Schultern die schwere Last der Vorbereitungen dazu geruht hatte, nicht mehr am Leben. Er starb im Jahre 1531. Erst im Herbst 1532 erließ der Rat Statuten, welche die Organisation der Universität neu ordneten; sie wurden von Rektor und Regenz der Universität beschworen. Als Rektor erscheint noch der drei Jahre zuvor gewählte, Doktor Oswald Bär, der, weil er sowohl bei der Auflösung der Universität als nun bei ihrer Herstellung ihr Haupt war, ihr Janus genannt wurde. Er zeigte am 1. November 1532 durch ein gedrucktes Blatt an, daß die hohe Schule in Basel keineswegs in der kirchlichen Reformation untergegangen sei und lud die studierende Jugend ein, sich von dem blühenden Zustande der Anstalt und den mannigfachen Vorteilen, welche die Stadt Basel mit ihrer gesunden Lage und milden Luft und ihrer gastlichen Bevölkerung biete, zu überzeugen. Er zählt auch in der schwunghaften Ankündigung, die gewissermaßen den ersten gedruckten Lektionskatalog darstellt, die Professoren auf, die nun da sind, und die Fächer, in denen sie lehren sollen. In der Theologie werden dozieren der schon genannte Phrygio und Oswald Myconius, in den Rechten Bonifacius Amerbach, die Sprachen Griechisch, Hebräisch und Latein sollen gelehrt werden von Simon Grynäus, Sebastian Münster und Albanus Thorinus, Mathematik und Dialektik von den Theologen Wolfgang Wissenburger und Simon Sulzer, die Medizin von Oswald Bär selbst.

Damit war nun die Universität als Ganzes förmlich wiedereröffnet; es fehlte aber noch manches zur Durchführung des gesamten Planes und zur richtigen Besetzung aller Fakultäten, vornehmlich, weil es mit Beschaffung der nötigen Geldmittel nicht so leicht gehen wollte. Die kirchlichen Einkünfte, welche der Universität angewiesen waren, litten infolge der Umwälzungen der Reformation Not, und auch des Gutes der aufgehobenen Klöster und Stifter, das für die Schulen verwendet werden sollte, war man, da es vielfach in fremden Herrschaften lag, noch nicht sicher. Die Aufgabe, die Bedürfnisse der Universität klarzustellen, die Sorge dafür den Behörden ans Herz zu

legen und den Weg zu weisen, wie man ihr nachkommen könne, hat nun vornehmlich Bonifacius Amerbach auf sich genommen. Er hatte sich schließlich der Teilnahme am reformierten Abendmahl gefügt und war nun, bei dem Räte in höchster Gunst, auch als Stadtsyndikus dessen rechtlicher Berater, ganz der Mann, die Universität mit Ansehen zu vertreten und zu zeigen, wie wichtig für das Gedeihen der Anstalt die Zugehörigkeit von Stadtkindern ist, die mit dem hiesigen Leben verwachsen, mit ganzer Kenntnis der Verhältnisse und dem Einfluß ihrer Stellung für sie eintreten können. Amerbach hat keine bedeutenden wissenschaftlichen Werke hinterlassen, er war auch keine jener Kraftgestalten des Humanismus, wie etwa der Nürnberger Patrizier Willibald Pirtheimer; seine Bedeutung lag in seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und feiner Bildung, die ihn zum Liebling des Erasmus machten und die er ganz in den Dienst der Vaterstadt stellte und ihrer hohen Schule; diese legte er den Behörden ans Herz als ein Kleinod, das uns in allen Landen der Christenheit Ehre bringe. Er ist der erste und einer der glänzendsten Vertreter der Gelehrtenfamilien, die, in Basel heimisch geworden, je und je eine Stütze der Universität gebildet haben und denen er das glücklicherweise auch später noch oft befolgte Beispiel gegeben hat „zu Erhaltung der Künste soviel möglich lieber meinen Herren um wenig denn Fremden um viel Besoldung zu dienen.“

Amerbach war schon vor der Reformation Rektor gewesen; er wurde es wieder im Jahre 1535. Sein Rektorat ist ausgefüllt durch Regenzsitzungen, Verhandlungen mit den Deputaten und Abfassung von Gutachten, in denen das unermüdlige Bemühen zutage tritt, wieder Ordnung in den Gang der Universität zu bringen und für Befetzung der Lehrstühle vom Rat das Aufbringen der nötigen Mittel zu erreichen. Auch für „Aufrichtung einer Bibliothek“ tat Amerbach Schritte. Eine kleine Büchersammlung hatte schon im Kollegium ein nicht sehr geordnetes Dasein gefristet. Jetzt konnten auf Betreiben Amerbachs die Drucker bewogen werden, von ihren Werken jährlich ein Exemplar an die Universität abzugeben. Das wollte bei dem damaligen blühenden Stand des Druckergeschäfts etwas heißen und bildete auf Jahre hinaus den einzigen Zuwachs der Bibliothek.

Als sichtbarer äußerer Erfolg konnte im Rektoratsjahre Amerbachs nach langer Zeit wieder eine Promotion gefeiert werden, diejenige des Augsburger Sirt Birk, späterem Professor der Rhetorik, der damals Schullehrer zu St. Theodor war. Die Sache war so in Abgang gekommen, daß der Rat vergaß, zum Doktorschmaus den üblichen Ehrenwein zu schicken, wofür er sich nachher entschuldigte.

Ein erfreulicher Anklang an die frühere schöne Zeit war es auch, daß im gleichen Jahre Erasmus von Freiburg nach Basel zurückkehrte. Die Universität begrüßte ihn feierlich durch eine Abordnung, die ihm Konfekt und feine Weine überreichte. Der bekannte Drucker Johann Oporin, damals Lehrer der alten Sprachen und der Rhetorik,

folgte eine Begrüßungsrede halten; er wollte dem gefeierten Gelehrten aus den mitgebrachten Rannen Malvasier Bescheid tun, drückte ihm aber dabei im Eifer so kräftig die Hand, daß der zarte und gichtbrüchige Mann laut aufschrie, was die feierliche Anrede zum Verstummen brachte. Im folgenden Jahre schon mußte die Universität den berühmten Gast zum Grabe geleiten. Sein Testament, das seinen geliebten Bonifacius Amerbach zu seinem Erben einsetzte, gab diesem Gelegenheit, für die Studien an der Universität zu wirken. In edelmütiger Weise ordnete Amerbach den Nachlaß unter Verzicht auf eigene Rechte so, daß der ansehnliche Betrag von 5000 Gulden im Sinne des Verstorbenen zu einer Stiftung für bedürftige Studierende verwendet werden konnte. Das Stipendium Erasmianum zeugt von dem Interesse des großen Gelehrten für die Universität; diese hat sein Andenken in Dankbarkeit auch dadurch geehrt, daß das in jener Zeit eingerichtete Institut eines Alumneums zur Ausbildung von Studierenden, namentlich solchen der Theologie, nach ihm auch Collegium Erasmianum genannt wurde. Nachdem zuerst acht solcher Alumnen im Predigerkloster untergebracht worden waren, wurde im Jahre 1538 das Augustinerkloster bestimmt, diese Jünglinge mit ihrem Präzeptor aufzunehmen. Das frühere Kloster der Augustiner hat fortan den Zwecken der Universität gedient. Außer den Wohnungen der Alumnen beherbergte es Auditorien und Säle für allerhand akademische Anlässe, bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts an seiner Stelle das jetzige Museum errichtet worden ist. Im Gegensatz zum unteren Kollegium, dem alten Universitätsgebäude am Rheinsprung, wurde es das Obere Kollegium genannt.

Doch nicht nur das Gebäude eines Klosters kam der Universität zugute. Zur Gewinnung der Mittel für Erhaltung der Hohen Schule schlug Amerbach schon 1535 vor, soweit die Einkünfte des Petersstiftes, das ihr zugewiesen blieb, nicht reichten, die Güter der aufgehobenen Klöster und Stifter „an die Studia“ zu wenden, „dahin man sie vor Gott und allen Rechten zu verwenden schuldig sei.“ Noch 1538 gaben die Deputaten den vorsichtigen Bescheid, man wolle der Universität zu einem „fatten Corpus“ verhelfen, „sobald Gott dazu Gnad giebt“. Doch hat Amerbach es noch erlebt, daß seine Vorschläge im Jahre 1561 im wesentlichen vom Räte angenommen wurden. Wie anderwärts wurden die alten Klostergüter nicht einfach für allgemeine Staatszwecke eingezogen, sondern sie blieben ferner dem Dienste der Kirche und den hohen und niederen Schulen gewidmet. Aus diesem Kirchen- und Schulgut, das der Staat gesondert verwaltete, wurden die Bedürfnisse der Universität bestritten. Die Professoren erhielten ihre Besoldungen „ab dem Brett“, das heißt am Zahlisch der mit der Finanzverwaltung betrauten Dreierherren, also von der Staatskasse, ausbezahlt. Im Laufe der Zeit sind allerdings auch noch anderweitige Zuschüsse des Staates nötig geworden.

Wie die neuen Statuten, die nicht mehr in einer gegenseitigen Vereinbarung über Ausführung päpstlicher Privilegien bestanden, sondern vom Räte einseitig gegeben wurden und von der Universität beschworen werden mußten, so zeigt auch das nun endgültig geordnete Einstehen des Staates für die finanziellen Bedürfnisse der hohen Schule, welche mit den vom Papste zugewiesenen Einkünften nicht bestehen konnte, die grundsätzlich veränderte Stellung der Universität, die nun mehr als früher eine dem allgemeinen Recht unterstehende Staatsanstalt wird. Daß sie als solche betrachtet wird und auch in praktischer Weise der Förderung staatlicher Zwecke dienen soll, ergibt sich ferner aus dem Verhältnis, in das sie nun zur staatlichen Kirche gebracht wird. Die Verwendung der Kirchengüter für die Universität entspricht dem Gedanken, daß es eine Hauptaufgabe dieser Anstalt geblieben sei, für die Ausbreitung des Glaubens zu wirken. Mit der Reformation war dieser in Basel ein anderer geworden, als derjenige des Papstes, und die Universität, welche die Diener der reformierten Kirche heranbilden sollte, die in Basel Staatskirche geworden war, wurde auch als ein Glied dieser Kirche betrachtet. Und wie darum niemand mehr als ordentlicher Lehrer angenommen wurde, der nicht sich zum Glauben der Stadt bekannte und zu ihrer Landeskirche hielt, so wurde anderseits die gesamte Geistlichkeit der Universität inkorporiert. Alle Pfarrer der Basler Kirche sollten Mitglieder der theologischen Fakultät sein, damit diese um so stärker für Förderung der richtigen Lehre wirken könne.

Das war die Entwicklung, welche in neuen Statuten vom Jahre 1539 ihren Abschluß fand. Es ging dabei nicht so einfach und glatt, und Amerbach, der im ganzen auf Seite des Rates für die neue Ordnung eintrat, hatte manche Auseinandersetzung mit den Vertretern der Geistlichkeit, von denen namentlich der keineswegs sanftmütige Antistes Myconius einen heftigen Widerstand entwickelte, der auch durch das Eingreifen der als Vermittler von Straßburg herbeigerufenen Theologen Bucer und Capito nicht gebrochen wurde. Die Einreihung in die theologische Fakultät brachte bei dem damals beinahe zunftmäßigen Charakter des Universitätsorganismus, in dem die gegenseitige Betätigung aller Glieder an dem gemeinsamen Studium nach genauen Regeln und Abstufungen geordnet war, Verpflichtungen mit sich, wie die Beteiligung an Lektionen und Disputationen und die Erwerbung bestimmter Grade. Und da entfesselte namentlich die Forderung des Doktorates für die ordentlichen Lehrer einen Kampf. Bei den unlängst erfolgten Berufungen hatte man vornehmlich auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit gesehen, und so waren unter anderen Grynäus und Myconius angestellt worden, ohne Doktores der Theologie zu sein. Beide widersezten sich nun der Doktorpromotion, die ihnen als eine papistische Zeremonie vorgekommen sein mag, mit einer Hartnäckigkeit, die uns jetzt außer Verhältnis mit der Wichtigkeit der Sache zu stehen scheint. Den verdienten Lehrern ließ man schließlich ihren Willen, und Myconius soll, um nicht den für Doktoren bestimmten Stuhl besteigen zu müssen, auf einem besonderen Ränzelnchen doziert haben, das noch später die *Cathedra Myconii* genannt wurde.

Die Universität nahm gleichwohl ihren Fortgang; sie behielt im ganzen die Stellung und Einrichtung, welche ihr die Statuten von 1532 und 1539 gaben, bis ins neunzehnte Jahrhundert. Ihre innere Organisation war im Grunde dieselbe wie früher, und ihr Leben bewegte sich in den althergebrachten Formen, so daß sie darin ihren auswärtigen Schwesteranstalten ebenbürtig blieb. Die Universität war eine Korporation, gewissermaßen die Zunft, in welcher die Gelehrten vereinigt waren. Ihre Glieder standen insofern außerhalb der übrigen Bürgerschaft, als sie keiner bürgerlichen Zunft angehörten, und wie sie von der den andern Bürgern obliegenden Pflicht zum „Süßen, Wachen und Dienen“ befreit waren, so hatten sie auch an dem politischen Regiment, das auf den Zünften aufgebaut war, keinen Anteil. Gänzliche Steuerfreiheit war ihnen nicht mehr zugesagt, doch genossen sie noch Befreiung von gewissen Abgaben und auch eigene Gerichtsbarkeit. In den Statuten von 1539 hatte sich aber nun der Rat „heiter ausgedingt und vorbehalten, diese Ordnung jederzeit zu mindern, zu mehren, zu ändern oder gar abzuthun und zu verbessern“; damit hatte er seine Oberhoheit über die Schule deutlich ausgesprochen.

So kam die Universität wieder zu äußerer Ordnung, die noch durch die Verordnungen der einzelnen Fakultäten über ihre Lehrpläne ausgebaut wurde. Nicht weniger wichtig war, daß auch zur Besetzung der Lehrstühle das Nötige geschah. Amerbach hatte verlangt zwei Stellen für Theologie, drei für Jurisprudenz (Institutionen, Pandekten, Codex), zwei für Medizin, in der philosophischen Fakultät wenigstens vier für die Artes, nämlich Logik und Rhetorik, Physik, Moralphilosophie, Mathematik und drei für die Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch. „Wo nicht, so ist nicht zu verhoffen, auch nicht möglich, daß unsere hohe Schule möge fruchtbar sein oder daß jemand zu uns herkomme.“ Mit wenig Änderungen ist das der Bestand der Universität an ordentlichen Lehrern geworden und auch geblieben in den nächsten Jahrhunderten. Die Ausführung dieses Planes ging in den ersten Jahren nach der Reformation nicht allzurast vor sich. Es war die Zeit der Religionskämpfe; sie stellte in der Politik wichtige Aufgaben und erheischte große Opfer. Im Todesjahre Dekolampads 1531 büßte Basel im Zug gegen Musso seinen ganzen Auszug ein; ebenso hatte es den Verlust von 140 Bürgern zu beklagen, die im Treffen am Gubel gegen die katholischen Orte fielen. Es zeugt von dem guten Willen des Rates, daß doch, um der Universität neue Lehrer zu gewinnen, mehrere Berufungen durchgesetzt werden konnten. So wurde 1534, von Antistes Bullinger in Zürich empfohlen, Andreas Bodenstein genannt Karlstadt zum Professor des alten Testaments ernannt, ein Vorkämpfer der deutschen Reformation, der, mit Luther in Streit geraten, die Schweiz aufgesucht hatte. Zwei Jahre später, nachdem der in Aussicht genommene Pariser Theologe Peter Caroli, der Gegner Calvins, eine Predigerstelle in Neuenburg angenommen hatte, und deshalb von Basel wegzog, erwirkte Amer-

bach die Anstellung des tüchtigen Philologen Hieronymus Gschmus genannt Gemusäus, aus Mülhausen, eines alten Schülers der Basler Hochschule, der nun aus Turin, wo er den medizinischen Dokortitel erworben hatte, hierher zog um „Philosophie und anderes“ zu lehren und der auch Medikus der Obrigkeit werden sollte. Durch Verwendung Amerbachs erhielt er einen Beitrag aus dem Stipendium des Erasmus. Sein Name erinnert daran, daß Berufungen auswärtiger Gelehrten nicht nur Gewinn für die Universität, sondern oft auch unserer Stadt Zuzug gebracht haben, der ihr Generationen nützlicher Bürger liefern sollte. Noch verschiedene weitere Dozenten wurden angestellt, unter ihnen als Professor des Griechischen Johann Dporin, der sich aber hauptsächlich als Drucker einen Namen gemacht hat. Im Jahre 1540 waren die Lehrstühle ordentlich besetzt, und der damalige Dekan der Artisten, Hieronymus Artolph aus Graubünden, konnte in der Matrikel seiner Fakultät bemerken, daß diese, „die schon längst kläglich vernachlässigt war, wieder in ihr Ansehen gelangte.“ Wirklich war auch die Studentenzahl in erfreulichem Steigen begriffen. Von den damaligen Lehrern verdanken diejenigen, deren Namen allgemeiner bekannt geworden sind, wie Karlstadt, Dporin, Myconius, Amerbach, diesen Erfolg weniger ihrer akademischen als ihrer sonstigen Tätigkeit, und auch Sebastian Münster kennt man hauptsächlich als Herausgeber der Kosmographie, der ersten deutsch geschriebenen Weltkunde, die vierundzwanzig Auflagen erlebt hat. Wissenschaftlich bedeutend und der berühmteste Gelehrte, den die Universität Basel damals besaß, war Simon Grynäus. Von dauerndem Werte ist seine Mitwirkung an der 1531 erschienenen ersten Ausgabe des Livius, in welcher er ein von ihm entdecktes Bruchstück dieses Geschichtschreibers mitgeteilt hat, das durch die Berichterstattung über den Krieg der Römer mit Perseus wertvoll ist. Ihm hat im Jahre 1539 Calvin, der aus Frankreich nach Basel gekommen war, und der hier sein berühmtestes Werk, die *Institutio religionis Christianae*, in den Druck gegeben hat, seinen Kommentar zum Römerbrief gewidmet, wobei er sich entschuldigte, das dem berühmten Manne gegenüber zu wagen. Wie sehr Grynäus auch außerhalb Basel geschätzt war, ergibt sich ferner daraus, daß er nach Tübingen berufen wurde, um die dortige Universität neu organisieren zu helfen. Der Herzog Ulrich von Württemberg hatte den „wahrlich frommen, gelehrten und nit bald vergleichlichen Mann“ dringend verlangt, und der Rat hatte ihn im Jahre 1534 ziehen lassen, wie man meinte für drei Monate; es ging aber viel länger, bis man, und nicht ohne Mühe, den begehrten und für Kirche und Universität von Basel so nötigen Mann wieder zurückbekam. Auch in Tübingen hatte man seine vorzüglichen Eigenschaften erkannt, und die Schwaben suchten ihren Landsmann — Grynäus, eigentlich Grüner, war aus dem hohenzollerischen Städtchen Beringen — zu behalten. In Basel wußte man schließlich keinen anderen Ausweg, als daß man den Tübingern als Ersatz für Grynäus dessen Kollegen Phrygio schickte, den man leichter entbehren zu können glaubte. Ein kategorischer Brief des Bürgermeisters

Jakob Meyer wies Grynäus an, sofort auf dem Pferd, das Phrygio nach Tübingen bringe, in Begleitung des mitgesandten Ratsdieners Oswald, heimzureiten. Also geschah es, und am 13. Juli 1535 konnte man in Basel unter dem Rektorat Amerbachs, der die Bedeutung von Grynäus für die Universität in einem Gutachten eingehend nachgewiesen hatte, den glücklichen Ausgang dieses Professorentausches feiern mit einem Festmahl, das Ruwert zu zwei Bazzen.

Grynäus nahm in kirchlichen Dingen eine einflußreiche Stellung ein. Nach seiner Rückkehr wurde er mehr als vorher auch zu theologischen Vorlesungen herangezogen. Das Amt des Antistes hatte er, nach Dekolampads Tode schon, abgelehnt und seinem Kollegen und Freund Myconius überlassen. Er ist Basel und der Universität nicht lange erhalten geblieben. Im Jahre 1541, bald nachdem er vom Reichstage von Worms zurückgekehrt war, wohin der Rat ihn zur Teilnahme am Religionsgespräch gesandt hatte, starb er als Rektor der Universität, noch nicht 48 Jahre alt, an der Pest, die auch seinen Gönner und Gesinnungsgenossen, Bürgermeister Jakob Meyer zum Hirzen, dahinraffte. Mit diesem und mit Dekolampad zusammen ist er im Kreuzgange des Münsters begraben, wo der schöne gemeinsame Grabstein das Andenken dieser drei Stützen der Reformation in Basel ehrt.

Die Pest, die bis ins 17. Jahrhundert unsere Gegenden öfters schwer heimgesucht hat, hat jeweilen der Universität empfindliche Verluste und Störungen gebracht und mehrmals sie genötigt, die Auditorien für Monate zu schließen. Mit Grynäus erlagen ihr noch andere Professoren, zwei Jahre später fiel ihr Karlstadt zum Opfer, im Jahre 1552 auch Myconius.

Mit den Heimsuchungen durch Seuchen mußte man sich damals abfinden wie mit den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche kriegerische Ereignisse mehr als heutzutage dem ruhigen Betriebe einer Hochschule in den Weg legten. Im Jahre 1537 wurden Universität und Bürgerschaft aufgeregt durch die Kunde, daß drei hier studierende französische Edelleute vor der Stadt überfallen und gefangen genommen worden waren. Der frühere Bürgermeister von Freiburg im Aechtland, Wilhelm Arsent, hatte wegen einer Forderung an den König von Frankreich, die nicht bezahlt wurde, diesem und seinen Untertanen Fehde erklärt; er ließ unter Vorwand einer Einladung zu dem in Hüningen stehenden französischen Werber die vornehmen jungen Franzosen herauslocken, am Rhein überfallen und in einem Kahn, den der Schultheiß von Bellingen, Broßi Krenklin, geliefert hatte, nach dem Elsaß fortführen. Einer der Angegriffenen, der nach Gegenwehr hatte entfliehen können, ein Herr von Rochefort, wurde in der Hard erschossen. Basel legte sich nun aber für seine Studenten ungesäumt und kräftig ins Zeug. Der Rat ließ den Tatern nachsetzen und 600 Mann ausrücken, um in Bellingen den Schultheißen zu fassen. Das energische Auftreten hatte zur Folge, daß die Gefangenen ihre Freiheit erhielten; mit dem Bellingener Schultheißen aber machte

man in Basel kurzen Prozeß; die Teilnahme an dem Angriff auf die akademischen Schutzbefohlenen der Stadt kostete ihm den Kopf. Das kräftige Einstehen für Angehörige der Universität mußte dieser Respekt verschaffen, und der erwähnte Vorfall hat denn auch nicht verhindert, daß sie in der Folgezeit von vornehmen Herren aus fremden Ländern mit Vorliebe aufgesucht worden ist. Dem späteren Besuch des schönen Markgrafenlandes durch die Basler Musensöhne hat die Schandtat des Bellinger Dorfhauptes keinen Abbruch getan.

Wie auch Lehrer der Hochschule durch Kampf und Streit berührt und abgelenkt werden konnten, zeigt die hübsche Geschichte des Juristen Bernhard Brand, die uns mit sichtbarer Freude an dem schon damals nicht ganz gewöhnlichen Vorfall erzählt wird. Bernhard Brand war der Sohn des Bürgermeisters Theodor Brand; dieser war eine Zeitlang Deputat und hat als solcher viel zur Wiederherstellung der Universität beigetragen. Wohl mehr der väterlichen Fürsorge als eigenem Verdienst verdankte der Sohn, daß er im Jahre 1548 im Alter von 23 Jahren Professor der Institutionen wurde mit einer Pfründe als Chorherr zu St. Peter. Als aber vier Jahre später, da Frankreich mit Moriz von Sachsen verbündet gegen den Kaiser auch in der Schweiz Mannschaft in Sold nahm und der Ritter Schertlin von Burtenbach sein Werbefähnlein auf dem Reinacherfeld bei Basel flattern ließ, da hielt es Brand nicht mehr beim Corpus juris. Er könne es nicht länger ertragen, meinte er, als Herr Chorherr angeredet zu werden; er erklärte seinem Vater, es sei ihm verleidet, das Pfaffengut zu St. Peter zu besorgen, seiner Frau sagte er, er ziehe jetzt in einen Rilbezug. Ohne Besinnen nahm er beim Hauptmann Hartmann, der ein Fähnlein für Schertlin anwarb, die Stelle als Fähnrich an. Hierauf ging er in seinem langen Rock, im langen Haar mit den Institutionen unter dem Arm dem Kollegio zu und las seinen Zuhörern noch ein letztes Mal. Doch inter arma silent leges. Nach der Lektion legte er den Rock neben sich, ließ sich das lange Haar abbußen, zog Kleider von seines Hauptmanns Farben an, den einen Hosen weiß und schwarz, den andern gelb, das damastene Wamms gleicher Farbe, legte ein Barett mit weiß und schwarzem Federbusch auf, gürtete Schwert und Dolch um und schritt so mit Pfeifen und Trommeln seinem Fähnlein zu. Als er mit diesem zu drei und drei über die Rheinbrücke zog und ihm an der Eisengasse ein Kämpfer aus der Schlacht von Novarra, der alte Träubelmann, voll Freude das Fähnlein kunstgerecht in die Hand setzte „auf den kleinen Finger, daß unten kein Stumpen fürgieng,“ da sahen die Studenten wohl mit größerer Freude zu als sein Schwiegervater, der reiche Druckerherr Johann Heerwagen, der zornig meinte, dafür habe er ihm seine Tochter nicht zum Weibe gegeben. Was die Universität zu diesem Auszug sagte, wird nicht erzählt. Merkwürdigerweise hielt man Brand seine Stelle einige Jahre offen, wohl in honorem patris. Er trat sie aber auch nach seiner Rückkehr aus Frankreich nicht mehr an, sondern übernahm andere

Ämter im Staate. Er starb als Oberzunftmeister und Schloßherr zu Wildenstein; der Universität hat er noch als Deputat Dienste geleistet. Sein Nachfolger in der Professur war im Jahre 1557 Marcus Höpperli geworden, dem ein weniger martialisches Wesen eigen gewesen zu sein scheint. Man verdankt ihm eine Ausgabe von Werken des Aeneas Sylvius, denen in Basel mit Recht dankbare Sorgfalt zugewendet worden ist.

Die Kriege und Kämpfe jener Zeit um die Religion haben aber der Universität nicht nur gelegentliche Annuße verursacht, sie haben auch, und in höherem Maße, Zuwachs gebracht, der zur Belebung wesentlich beigetragen und segensreich gewirkt hat.

Wie unter unserer Bevölkerung heute noch manche Namen daran erinnern, daß unsere Stadt viele gute Bürger dem Zuzug Solcher verdankt, die um ihres Glaubens willen sie aufgesucht haben, so sind auch der Universität wertvolle Kräfte zugeführt worden durch die Verfolgungen, welchen die Bekenner des Protestantismus in katholischen Ländern ausgesetzt waren. Daß von Religionsflüchtlingen manche Gelehrte sich gerade nach Basel gewandt haben, das ist wiederum eine Wirkung der Universität und des durch sie geförderten geistigen Lebens. Es ist schon die Rede gewesen von französischen Studenten; von solchen hört man auch, daß man es ihnen durchgehen ließ, wenn sie entgegen den Statuten, uneingeschrieben ins Kolleg kamen. Schon bald nach der Reformation war eine ganze Gesellschaft reformierter Franzosen hier, zu der mit andern Gesinnungsgenossen auch Calvin gehörte. Doch nicht nur aus Frankreich und nicht bloß als Studierende finden wir an der Universität Refugianten. Als Gelehrter von Ruf ist zu nennen Cölius Secundus Curio, aus vornehmem lombardischem Geschlecht, der durch romantische Flucht in seinem Vaterlande aus den Händen der Inquisition entkommen, im Jahre 1546 von Lausanne, wo er eine Schule leitete, nach Basel gezogen ist und hier die Professur für Rhetorik erhielt. Mehrere ehrenvolle Rufe nach auswärts hat er abgelehnt; er ist seiner neuen Heimat, in der er die Freundschaft seiner Kollegen, besonders auch der Familie Amerbach genoß, treu geblieben, freilich von schweren Schicksalsschlägen nicht verschont. Wenn wir erfahren, daß er, der Vaterland und Hab und Gut verlassen hatte, hier innert drei Wochen durch die Pest drei geliebte Töchter verlor, die durch ihre Begabung und Kenntnisse der Stolz seines Hauses waren, und doch in seiner Arbeit nicht erlahmte, so können wir die Tragik dieses Gelehrtenlebens, aber auch die Seelengröße ermessen, die der edle Bekenner seines Glaubens besaß und die auf diejenigen, die er lehrte, nicht ohne Wirkung geblieben sein kann. Curio war ein beliebter Lehrer und literarisch sehr fruchtbar. Er ist durch eine Großtochter der Ahnherr von vielen späteren Basler Gelehrten geworden. Gleichzeitig mit ihm war in Basel sein Gesinnungsgenosse Sebastian Castellio, ein Franzose, der durch Calvin nach der Schweiz gekommen, aber mit diesem in Zerwürfniß geraten war. Seine Bibelübersetzung, in welcher er durch

Gebrauch vulgärer Ausdrücke bessere Verständlichkeit zu erreichen glaubte, wurde von den Genfern verdammt. Er wurde hier 1553 Professor des Griechischen, ließ sich jedoch fortwährend in theologische Streitigkeiten ein, sodaß der Rat den unruhigen Kopf mahnte, sich nicht in Dinge einzumischen, die ihn nichts angingen. Mit Curio hat er die Verbrennung Servets getadelt, was man in Genf sehr übel vermerkte.

Ein italienischer Refugiant derselben Zeit, der Mediziner Gratarolus aus Bergamo, war ein geschickter Arzt, der seinen Kollegen von der philosophischen Fakultät, Konrad Lycosthenes, von einem schweren Schlaganfall geheilt hat.

Die Bartholomäusnacht hat später den feinen französischen Rechtsgelehrten und Politiker, Franz Hotman, der schon hier unter Bonifacius Amerbach doktoriert hatte, wieder nach der Schweiz geführt. Er ist berühmt als Verfasser der Schrift *Franco Gallia*, welche die Souveränität des Volkes über diejenige des Königs setzte, eine Vorläuferin der Ideen der Revolution. Mehrmals zwischen Genf und Basel hin und her ziehend, ist er schließlich hier geblieben und 1590 aus einem mit Stürmen und Kämpfen erfüllten Leben geschieden. Er las über römische Staatsverwaltung und hat außer scharfsinnigen juristischen Werken und politischen Streitschriften noch, wohl angeregt durch den großen Sammler Basilius Amerbach, eine Abhandlung über das Münzwesen geschrieben. Nicht zu vergessen ist dann der Arzt Johann Bauhin aus Amiens, gewesener Leibmedikus der königlichen Familie von Frankreich. Mit knapper Not den Verfolgungen entkommen, die ihm sein Glaube zuzog, fand er 1542 in Basel Zuflucht. Er erhielt das Bürgerrecht, übte mit vorzüglichem Erfolg die ärztliche Praxis aus und hat in seiner Nachkommenschaft der neuen Vaterstadt ein Geschlecht von Gelehrten geschenkt, das durch hervorragende Leistungen auf den Gebieten der in der Familie erblichen Wissenschaften der Anatomie und der Botanik die gewährte Aufnahme reichlich gelohnt hat.

Ein Denkmal des Dankes der Refugianten an das gastliche Basel hat der Philosoph Pierre de la Ramée, gewöhnlich Petrus Ramus genannt, hinterlassen, der als Calvinist von seinem Lehrstuhl in Paris vertrieben, sich hier aufgehalten hat. Er ist bekannt als Bekämpfer des Aristoteles und Begründer einer philosophischen Richtung, deren Anhänger nach ihm Ramisten genannt wurden. In Basel stand er im Verkehr mit den bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten, welche die Stadt damals beherbergte. Bei seinem Wegzug widmete er Rat und Volk von Basel eine begeisterte Beschreibung der Stadt, die ihm einen unvergeßlichen angenehmen Aufenthalt geboten habe. Viel habe er von Stadt und Universität erwartet, aber mehr habe er gefunden in dem allen Völkern offenen Zufluchtsort, dessen akademische und andere Bürgerschaft in Worten liebender Anerkennung gepriesen werden, wie sie spätere Beurteiler nicht immer gefunden haben. Es gereichte diesem Freunde unserer Stadt nicht zum Heil, daß er den sichern Hafen, den sie bot, verlassen hat. Er hat zu Paris in der Bartholomäusnacht, wahr-

scheinlich verraten durch einen Anhänger des von ihm angefochtenen Aristoteles, den Tod gefunden.

Was vielen von diesen fremden Gelehrten, die zumeist literarisch sehr fruchtbar waren, Basel als Aufenthaltsort neben anderem besonders empfohlen hat, das waren immer noch die hiesigen Druckerpressen, die auch in dieser Zeit gut und reichlich arbeiteten und für hiesige wie für auswärtige Gelehrte zahlreiche Werke herausbrachten. Der treffliche Philologe Siegmund Gelenius von Prag, der eine Anzahl von Erstausgaben alter Schriftsteller besorgt hat und schon mit Erasmus zusammen arbeitete, ist bis zu seinem 1554 erfolgten Tode unserer Stadt und der Frobenschen Druckerei, der er als Korrektor diente, treu geblieben. Noch 1590 ließ der in Heidelberg lehrende Franzose Gothofredus seine große Ausgabe des Seneca hier erscheinen. Wahrscheinlich auch dem Drucke zuliebe ist im Jahre 1542 der große Anatom Andreas Vesal nach Basel gekommen, wo sein bahnbrechendes Werk über den menschlichen Körper, *de humani corporis fabrica*, bei Oporin herauskam. Dieser mochte wohl ein Interesse an der Medizin haben, war er doch der *Famulus* des berühmten Arztes Theophrastus Paracelsus von Hohenheim gewesen, welcher kurz vor der Reformation in Basel seine Kunst ausgeübt und auch gelehrt hat. Paracelsus ist auch zu einem Buchdrucker in Beziehung getreten, dem Johann Froben, welchen er von einem Gichtanfall kuriert haben soll, und der ihm mehr Dankbarkeit bewiesen hat, als jener Domherr aus dem Geschlechte von Lichtenfels, der ihm vor der Kur hundert Gulden versprach und nach der Heilung nur sechs bezahlen wollte und durch den Prozeß, der aus der Sache entstand, den heißblütigen Neuerer in der Heilkunde veranlaßte, im Zorn Basel zu verlassen.

Die Drucker waren bei allem Nutzen, den sie der Universität und der Stadt brachten, doch nicht immer ungehindert in ihrem der Verbreitung des Wissens dienenden Geschäfte und konnten dabei selbst bei den Gelehrten Widerstand finden. Das erfuhr ebenfalls Oporin, der einen freien Sinn hatte und die Zensur, welche bald der Druckerkunst gefolgt war, nicht sehr respektierte. Sein Unternehmen, den Koran herauszugeben, in lateinischer Übersetzung, verursachte eine große Erregung. Der Rat, der auf Befund der Gelehrten schon einmal dem Drucker Heinrich Petri die Veröffentlichung des gottlosen Buches untersagt hatte, legte Beschlag auf das Werk. Oporin wurde sogar eingesteckt, weil er ohne Anfrage den Druck begonnen hatte. Universität und Geistlichkeit gaben ihre Meinung ab. Während verschiedene Theologen, voran Antistes Myconius, sich für Freigabe des Werkes aussprachen, waren andere wie Wissenburg, Sebastian Münster, dagegen. Auch Bonifacius Amerbach glaubte in einem juristischen Gutachten vom Drucke abratens zu sollen. Man befürchtete sogar politische Unannehmlichkeiten seitens des Großtürken. Für den bedrängten Drucker trat aber kein Geringerer ein als Luther. Er schrieb dem Rat in einem kräftigen Briefe „die freundliche und

christliche Bitte, er wolle den Christen zu gut, den Türken zu schaden, dem Teufel zu verdries dies Buch lassen frei gehn und nicht hindern.“ Und obwohl man in Basel fand, „es sei darin als einem „schädlich und giftig Ding, mer unrats, denn guter Frucht zu erhoffen“, so gestattete man schließlich den Verkauf, aber nur nach auswärts und ohne Nennung des Druckortes, und so konnte das gefährliche Buch, das noch Melanchthon mit einer Vorrede versah, 1543 erscheinen.

Im Jahre 1558 wurde die Zensur, die bis dahin durch eine vom Räte ernannte Kommission ausgeübt worden war, der Universität übertragen; sie erstreckte sich seit 1578 auch auf die Lehrer der Hochschule; diese mußten ihre Werke im Manuskript dem Dekan ihrer Fakultät vorlegen. Wie der Koran begegnete ein Menschenalter später der Talmud, den Ambrosius Froben mit Hilfe eines eigens dazu in die Stadt aufgenommenen Juden im Urtexte druckte, ebenfalls Schwierigkeiten, indem auf Antrieb der Jesuiten Kaiser Rudolf II dagegen, als der christlichen Religion gefährlich, Einsprache erhob. Diesmal trat aber die Universität für die Freiheit der Wissenschaft ein, und der Druck konnte 1588 ungehindert erfolgen.

Wichtig für die Universitäten sind natürlich jederzeit die Anstalten gewesen, die zu ihrem Besuche vorbereiten und den Grund legen, oft auch die Richtung bestimmen, welche für das spätere Leben entscheidend bleiben. Man denke an die ausgezeichneten gymnasialen Institute, welche Norddeutschland in den sächsischen Fürstenschulen wie Pforta, Grimma seit Jahrhunderten gehabt hat und denen es Geschlechter von ausgezeichneten Philologen verdankt. Zu solcher Bedeutung sind die Basler Schulen nie gelangt. Aber doch hat man sich bemüht, den Unterricht zu heben und so zu gestalten, daß er im Zusammenhang mit der Universität deren Ziele fördere. Die Reformation hat auch hier neu ordnend und im Hinblick auf das, was namentlich den Dienern des göttlichen Wortes von nöten sei, den Grund gelegt zur Entwicklung der Schulen, welche in die Erkenntnis der Wissenschaften einführen sollen. Im Anfang trat das, was von seiten der Stadt und was von der Universität selbst geschah, sogar in eine gewisse Konkurrenz.

Die Sorge um die Schulbildung, die bisher den Geistlichen obgelegen hatte, war auf den Rat übergegangen; dieser sprach das auch schon in der Reformationsordnung von 1529 aus und bemühte sich sofort um eine Neueinrichtung der schon an verschiedenen Kirchen bestehenden Lateinschulen. Dekolampad, der selbst ein tüchtiger Philologe war und eine der ältesten griechischen Grammatiken geschrieben hat, war auch hiefür tätig, wie mit ihm Amerbach und später Myconius, im Verein mit den Deputaten, von denen namentlich der Bürgermeister Theodor Brand mit Verständnis und Eifer sich der Schulen wie der Universität angenommen hat. An den Schulen zu Münster und zu St. Peter lehrte der bereits genannte Dporin und unter ihm schon der Mann, der als Gründer des aus ihnen hervorgegangenen Gymnasiums betrachtet werden kann,

der Walliser Thomas Plater, ein richtiger Vertreter jener, die neu gewonnene humanistische Bildung mit ungebrochenem Eifer erfassenden Zeit, der vom Hirtenbuben durch eigene Kraft sich zum allgemein geschätzten Schulregenten emporgearbeitet hat. Man muß in der bekannten kräftigen und natürlichen Schilderung seines bewegten Lebens, die schon in einem unserer ersten Neujahrsblätter eine ansprechende Wiedergabe gefunden hat, nachlesen, wie er sein Wirken an der Schule erzählt und auch die Kämpfe, die er deshalb mit der Universität zu bestehen hatte. Die Universität hatte nämlich selbst ein Pädagogium eingerichtet, in dem die Schüler für die philosophische Fakultät vorgebildet werden sollten und beanspruchte auch die Aufsicht über die andern Lateinschulen. Plater aber, vom Räte im Jahre 1542 zum Schulmeister der Münsterschule ernannt, reorganisierte diese Schule „auf Burg“ nach eigenem Plane und führte sie mit einem Erfolg, der dem Besuche des Pädagogiums Abbruch tat. Es bedurfte der geschickten Vermittlung des Plater wohlgesinnten Magistraten Theodor Brand, um den freimütigen Walliser zu bewegen, sich gewissen Forderungen der Universität und ihrer Aufsicht zu fügen. Im Jahre 1549 verstand sich Plater zu einigen Änderungen seines Lehrplanes, welcher der Universität zu weitreichend schien, und zu öffentlichen Prüfungen durch die philosophische Fakultät. Damit war die Schule der Universität wieder untergeordnet, und dabei ist es bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Die von der Universität verlangte Magisterwürde hat Plater nicht angenommen, aber ohne diese die Schule vortrefflich weitergeführt. Erst nach seinem Tode ist dann im Jahre 1589 eine Reorganisation erfolgt, die das Gymnasium auf Burg, in welchem das Pädagogium aufging, zur einzigen lateinischen Schule für die ganze Stadt machte, wie es von da an weiter bestanden hat. Es wurde mit 354 Schülern, ebenso vielen als alle übrigen deutschen Schulen der Stadt zählten, mit dem Magister Beat Sehl als Vorsteher feierlich eröffnet durch eine Rede, die der Rektor der Universität, Samuel Grynäus, der Sohn Simons, im Münster hielt, wobei sich unter der Menge der Zuhörer nicht weniger als neun hier studierende Grafen befanden.

Die Beziehungen der Universität zum Gymnasium waren somit nach der ersten Zeit einer gewissen Eifersucht in die Bahnen eines geordneten Wohlwollens gelenkt und sind für die Schule durch den Einfluß, den bedeutende Gelehrte auf sie ausgeübt haben, von Wert geblieben bis auf unsere Tage. Andererseits sind aus dem Gymnasium viele der Männer hervorgegangen, welche Stützen der Universität geworden sind. Es beginnt nun die Zeit, da immer mehr die Hochschule, die bisher auf Zuzug von auswärts angewiesen war, ihren Bedarf an Lehrern durch einheimische Kräfte gedeckt hat, und daß das bei allen unverkennbaren Mängeln, welche mit der Zeit dieses Verfahren brachte, doch so geschehen konnte, daß sozusagen nie die Universität ohne Gelehrte hohen Ranges bleiben mußte, ist doch wohl einem allgemein wissenschaftlichen Geiste zuzuschreiben, der in die Bildungsanstalten Basels nun eingedrungen war.

Nicht eigentlich einen Wendepunkt in der Geschichte der Universität, aber doch einen Anlaß zu einem Blick auf ihre bisherige Entwicklung können wir sehen in dem Jahre, welches das erste seit ihrer Gründung verfloßene Jahrhundert und damit die Zeit, welche für ihre ganze Gestaltung maßgebend geworden ist, abschließt. Ob im Jahre 1560 eine Jahrhundertfeier stattgefunden hat, wird nicht berichtet. Daß man dieses Zeitpunktes gedacht hat, sehen wir aber an den schönen Glasgemälden von der Hand des rühmlich bekannten Ludwig Ringler, welche damals von den Lehrern und Behörden der Universität gestiftet worden sind, und die wir auf unserer Kunstsammlung noch bewundern. In diesem vornehmen Personalverzeichnis erscheint noch der erste Rektor nach der Reformation, Oswald Bär, sodann der damalige Antistes Simon Sulzer, ein Berner, der auch schon bei Wiedereröffnung der Universität mitgewirkt hatte und der durch seine Hinneigung zum Luthertum in der Basler Kirche Aufsehen erregt hat. In der theologischen Fakultät sehen wir Martin Borrhaus genannt Cellarius, der, als Gegner Luthers aus Sachsen weggezogen, ein wechselvolles Leben in Basel beschlossen hat, hauptsächlich auf dem Gebiete der alten Sprachen tätig, und dem ein besonderes Andenken gebührt, weil er seine Bücher der Bibliothek vermacht hat. Neben diesen Vertretern einer älteren Zeit und den zugewanderten Welschen Curio, Gratarolus und dem Friesen Aconius, der mit seinem Holländisch im Prozeß wegen des Erzketzers David Joris ausshelfen mußte, erscheinen die Söhne des gelehrten Basels, als Bibliothekar der Jurist Ulrich Iselin und unter den Medizinern des Thomas Plater hoffnungsvoller Ältester, Felix. Als einziger Stifter einer Scheibe ist verewigt Bonifacius Amerbach, damals als Professor schon zurückgetreten, aber ein verehrtes Haupt der Universität, als deren Wiederhersteller er mit Camillus, dem Retter Roms, verglichen wurde. In ihm, der kurz vor seinem Tode noch der Universität dieses Denkmal hinterlassen hat, verkörpert sich ihre Vergangenheit; er läßt ihr eine festgewurzelte Tradition zurück für die Zukunft. Sein Nachfolger, der Rektor dieses Jahres, Ulrich Iselin, der Neffe seines und des Erasmus Freundes, des Humanisten Ludwig Bär, ist sein Schwiegersohn, und diesem folgt der Sohn Basilius Amerbach. Die nicht nur geistigen Beziehungen, welche sich durch Generationen von Gelehrten in weitgreifender Verzweigung fortsetzen, tragen dazu bei, daß die Universität als ein nun schon ererbter Besitz mit Liebe gepflegt, vielleicht manchmal mit etwas Ausschließlichkeit gehütet wird.

An die neue Generation knüpft die weitere Geschichte an.

Basilius Amerbach war der würdige Sohn seines Vaters, dessen Nachfolge er in jeder Beziehung übernommen hat. Auch seine Bedeutung beruht nicht in wissenschaftlichen Werken, sondern in dem persönlichen Wirken, das vielleicht weniger glänzend aber womöglich noch vielseitiger gewesen ist als bei Bonifacius. Neben seiner juristischen Professur hatte auch er die Stelle eines Stadtkonsulenten inne; er hat als solcher in dem Streit mit Bischof Christoph Blarer ein maßgebendes Gutachten ab-

gegeben. Großartig war in ihm der in der Familie heimische Trieb zum Sammeln und zum Aufbewahren alles Denkwürdigen entwickelt; wir verdanken ihm nicht nur die Erhaltung von Kunstschätzen und Raritäten, sondern auch die sorgfältige Überlieferung vielen wertvollen geschichtlichen Materiales, das seine kundige Hand zusammengehalten hat. Von ihm stammen auch die Berichte über die ersten Ausgrabungen am Theater des nahen Auggst, dessen Überreste seither so oft die Basler Gelehrten beschäftigt haben und dessen erste Funde in seine Sammlungen gewandert sind. Damals hatte auch bei uns das Interesse sich den Spuren des Altertums in der Heimat zugewandt und den Beziehungen, die uns mit der römischen Vergangenheit verbinden. Als Frucht der gelehrten Interessen ist das schöne um 1570 errichtete Standbild des Munatius Plancus im Rathaus entstanden, des Gründers von Auggst, den man gewissermaßen als baslerischen Stadtheros schon vorher in einem Wandbilde auf dem Marktplatz und in schönen Medaillen verewigt hatte.

Vasilius Amerbach ist als letzter seines Stammes 1591 gestorben. Seine ganze Sorgfalt und Liebe hatte er seinem Neffen Ludwig Iselin, dem Sohne Ulrichs, zugewandt, der später als beliebter Lehrer die in der Familie heimisch gewordene Jurisprudenz vertreten hat.

Eine in manchen Beziehungen ähnliche Erscheinung war sein Zeitgenosse Felix Plater, in dem ebenfalls der vom Vater begründete Ruf einer gelehrten Familie eine glänzende Fortsetzung gefunden hat. Der älteste Sproß des mit eisernem Willen zum geachteten Schulmann emporgestiegenen Walliser Bauernsohnes hat sich der Heilkunde zugewandt, die schon damals mehr praktische Erfolge verhieß als die Grammatik. Die Arzneikunst hat ihn auch zum reichen Manne gemacht und ist seit ihm das Erbe seiner Familie geworden. Plater hat seine gesunde Natur und sein nach jeder Richtung erfolgreiches Leben nicht in der praktischen Ausübung seiner Wissenschaft erschöpft, sondern hat auch das Studium seines Faches an der Universität zu großer Blüte gebracht. Wie den Amerbach war auch ihm die Freude und Liebe am Sammeln und Beobachten eigen, und wenn auch sein Kunst- und Naturalienkabinett, das ein Gegenstand der Bewunderung für die Basel besuchenden Fremden war, später für uns verloren gegangen ist, so ist dagegen in den sorgfältigen Aufzeichnungen über die von ihm mit offenem Auge gemachten Wahrnehmungen ein Schatz erhalten geblieben, der für die Erkenntnis mancher wichtigen Erscheinungen im Gebiete seiner Wissenschaft von großem Wert ist. In seinem langen Leben hat er sieben große Sterben durch die Pest mit angesehen; bei fünf hat er als Arzt mitgewirkt, alle hat er eingehend beschrieben.

Während seiner über fünf Dezennien umfassenden Wirksamkeit hat in Basel das Studium der Medizin, dessen Nützlichkeit er selbst als weit und breit angesehener und erfolgreicher Arzt glänzend darlegte, einen großen Aufschwung genommen. Es entspricht seinem praktischen Blick, daß unter ihm der Betrieb der Anatomie durch An-

schauung am menschlichen Körper wieder in Aufgang gekommen ist, während vielerorts man sich noch mit dem aus Lehrbüchern zu gewinnenden Wissen begnügte. Plater, der als Student in Montpellier schon eifrig sezirt hatte, hat diese Kunst in Basel weiter geübt. In Basel ist zwar schon für das Jahr 1531 eine öffentliche Bergliederung bezeugt, die Oswald Bär an der Leiche eines französischen Diebes vorgenommen hat. Dann hat der berühmte Bahnbrecher des anatomischen Studiums, Andreas Vesal, während seines hiesigen Aufenthaltes einen 1543 hingerichteten Mörder sezirt und sein Skelett der Universität geschenkt, die es als das vielleicht älteste überhaupt existierende anatomische Präparat heute noch aufbewahrt. Nach ihm ist erst von Plater wieder im Jahre 1557 eine öffentliche Anatomie in der Elisabethenkirche unter großem Zulauf abgehalten worden, die ihm, wie er selbst erzählt, großen Ruhm gebracht hat.

Platers Einflüsse ist es zu danken, daß die Umgestaltung des anatomischen und überhaupt des medizinischen Unterrichts, den Vesal von der Interpretation alter Autoren zu eigenem Schauen und Denken übergeführt hatte, in Basel wirksam in Kraft trat, indem die demonstrative Anatomie als Lehrfach eingebürgert und für sie im Jahre 1589 ein besonderer Lehrstuhl eingerichtet wurde zu den bisher bestehenden Professuren der theoretischen und der praktischen Medizin. Der erste Inhaber des neuen Lehrstuhls der Anatomie, mit welchem man noch die Botanik kombinierte, war Caspar Bauhin, der Sohn des sogenannten welschen Doktors, ein glänzender Vertreter jener Refugiantenfamilien, welche den in ihrer neuen Heimat herrschenden Eigenschaften solider praktischer Tüchtigkeit einen Zug ins Weite und Große beifügten. Er war wissenschaftlich bedeutender als Plater. Mit Beobachtungsgabe verband er Sinn für den Zusammenhang des Ganzen; in der Anatomie wie in der Botanik hat er das System der Namengebung verbessert, und in beiden Wissenschaften wird sein Name noch genannt. Der Universität Basel hat er als Gelehrter von internationalem Ruf Schüler von weither zugeführt, während sein älterer Bruder Johann, ebenfalls ein ausgezeichnete Botaniker, als Leibarzt des Herzogs von Württemberg den Ruhm der Familie im Ausland mehrte. Nach Bauhin ist eine schöne tropische Pflanzenart benannt, und eine Gattung derselben verewigt in dem von Linne ihr gegebenen Namen *Bauhinia bijuga* in sinniger Weise das brüderliche Zwiegespann im Gebiete der Botanik.

Von Caspar Bauhin, der, wie viele Gelehrte seiner Zeit, einen ausgebreiteten Briefwechsel führte und der aus aller Herren Länder Pflanzen zugesandt erhielt, stammt eines der ältesten erhaltenen Herbarien; es wird noch bei uns aufbewahrt. Bauhin hat auch als erster die Lokalfloora von Basel erforscht und zusammengestellt. Auch Plater sammelte Pflanzen wie Tiere, von denen er auswärtige Arten bei sich kultivierte. Der große Schriftsteller Michel Montaigne, der 1580 Basel besuchte, hat bei ihm mit Verwunderung getrocknete Pflanzen gesehen; er glaubte sogar, Plater habe diese Art der Aufbewahrung zuerst angewandt.

Auf die Zeit dieser Beobachter der Natur gehen die Anfänge des botanischen Gartens in Basel zurück. Im Jahre 1589 wurde der hortus medicus im oberen Kollegium eingerichtet. Diesseits der Alpen war erst Leyden mit einer solchen Anlage vorangegangen.

Dem ersten Professor Bauhin sind als Vertreter seiner Wissenschaft an der Universität Basel nachgefolgt sein Sohn Johann Caspar, ein geschätzter Arzt, der mehr als dreißig Jahre lang eine medizinische Professur versah, und sein Enkel Hieronymus; doch hat keiner seiner Nachkommen an Bedeutung ihn erreicht.

Auch die Familie Plater hat noch weitere Professoren der Medizin geliefert in dem um ein Menschenalter jüngeren Bruder des selbst kinderlosen ersten Felix, Thomas Plater und in dessen Sohn Felix.

An Bedeutung ihrer Nachkommen und weiteren Verwandten für die Universität werden aber Bauhin und Plater übertroffen von ihrem dritten Kollegen an der medizinischen Fakultät, der ebenfalls zu deren Blüte beigetragen hat, Theodor Zwinger. Die Zwinger stammten aus dem Thurgau; der erste aus diesem Geschlecht, der nach Basel kam, ein Kürschner, hatte die Schwester des Johann Sporin geheiratet, die nach seinem Tode die Frau des Professors und Pfarrers Konrad Wolffhart, genannt Lycosthenes, wurde. Durch sie, die Mutter des ersten Theodors, mag das Gelehrtenblut in die Familie gekommen sein, die, einmal im Basler Boden festgewachsen, sich vollständig gelehrten Berufen zugewendet hat, bis zu ihrem Erlöschen zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Während zweihundert Jahren haben acht Zwinger an der Universität Basel gewirkt, drei Theologen, darunter zwei Vorsteher der Basler Kirche, und fünf Mediziner. Wenn auch keiner von ihnen wissenschaftliche Werke von dauernder Bedeutung hinterlassen hat, so hat doch die fortgesetzte gelehrte Tätigkeit dieser Familie, der auch ein Sinn für das geordnete Aufbewahren des sich ihr bietenden literarischen Materiales eigen war, der Universität großen Nutzen gebracht. Die nicht weniger als siebenzig Bände umfassende Brieffammlung, die von ihr her stammt und zu welcher sechs Generationen beigetragen haben, birgt ein reiches Material zur Gelehrtengeschichte eines langen Zeitraums.

Theodor Zwinger der Ältere, der Stammvater des ganzen gelehrten Geschlechtes, war von einer großen Wanderlust als junger Mann in die Fremde geführt worden; wer nicht reise, sei wie ein ungebakenes Brot, schrieb er seinen Eltern. Er hat sozusagen alle Wissenschaften studiert und alles Mögliche getrieben. Ein gelehrter Polyhistor, hat er sein umfassendes Wissen in enzyklopädischen Werken niedergelegt, wobei er auch Material verarbeitete, das er von seinem Stiefvater Lycosthenes ererbt hatte. Sein *Theatrum vitae humanae* fand zu seiner Zeit großen Beifall. Er war in Basel Professor des Griechischen, dann der Ethik; schließlich übernahm er die theoretische

Medizin, nachdem er schon lange als Arzt der medizinischen Fakultät angehört hatte. Ein anregender beliebter Lehrer, nahm er an der Universität eine angesehene, auch auswärtig anerkannte Stellung ein. Sein Haus bot dem aus Frankreich flüchtigen Peter Ramus, bei dem er seinerzeit in Paris gehört hatte, in Basel gastlichen Aufenthalt. Der medizinischen Fakultät hat Zwinger besondere Dienste geleistet durch Sammlung ihrer Statuten und Ordnen ihrer Finanzen. Von einem praktischen Sinn zeugt, daß er das Interesse an den Disputationen hob durch Einführung eines Mahles, das zum Schluß die Teilnehmer vereinigte. Er verwendete sich auch für die Einrichtung eines Saales für Anatomie, in dem die Demonstrationen und Leichenöffnungen stattfinden konnten. Das sogenannte anatomische Theater ist bald nach seinem im Jahre 1588 erfolgten Tode eingerichtet worden im oberen Kollegium.

Die Vornahme solcher Verbesserungen wie auch die Errichtung der dritten medizinischen Professur war erschwert und verzögert worden durch den Schaden, den der ganzen Universität ein Kollege zugefügt hatte. Der Professor der Medizin, Isaaß Keller, ein geborener Basler, war Verwalter des Petersstiftes, dessen Einkünfte für die Universität so wichtig waren. Er führte eine köstliche Haushaltung und, nachdem er zuerst, wie das Rechnungsprotokoll des Stiftes bemerkt, „die Ermahnung ehrender Personen durch Plapperei eludiert“ hatte, brachte eine dennoch vorgenommene Untersuchung ein gewaltiges Loch im Stiftsgute zutage. Es nützte nicht viel, daß die Regenz Keller, der sich von Basel verzog, absetzte. Der Erlös der Habe des ungetreuen Verwalters deckte kaum einen Zehntel des Verlustes, und die Universität wie ihre Lehrer mußten diesen bitter spüren; die Besoldungen wurden geschmälert, was der Besetzung der Lehrstühle nicht günstig war.

Trotz dieser Hemmnisse konnte dank der fruchtbaren Tätigkeit berühmter Lehrer das Studium in Basel einen guten Fortgang nehmen; nicht nur in der medizinischen Fakultät, auch in den anderen Wissenschaften war die Universität zu einem Ansehen gelangt, das ihr guten Besuch zuführte.

Als juristische Lehrer mögen neben schon früher Genannten erwähnt werden der auch als praktischer Staatsmann tätige Hippolyt a Collibus, der Sohn eines italienischen Refugianten. Er wurde 1583 Professor der Institutionen, später Stadtschreiber und heiratete die Witwe des reichen Seidenbandfabrikanten Pellizari im Seidenhof, ist dann aber als Diplomat in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz getreten. Sodann der seßhaftere Basler Ludwig Iselin, ein Enkel des Bonifacius Amerbach. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des Professors Ulrich Iselin, war seine Ausbildung an verschiedenen auswärtigen Universitäten von seinem Oheim Basilius Amerbach sorgfältig überwacht worden. Iselin war ein Schüler des berühmten französischen Juristen Cujaz und galt als vorzüglicher Lehrer, dessen Name viele Studenten anzog. In ähnlicher Weise muß sein Kollege Samuel Grynäus, ein Sohn Simons, sich geltend

gemacht haben, der, wie sich aus seinem umfangreichen Briefwechsel ergibt, als vielbegehrter Leiter und Berater der studierenden Jugend angerufen worden ist. Wie immer haben auch damals manche Lehrer weniger gewirkt durch wissenschaftliche Werke, womit sie die Nachwelt beglückten, als durch persönliche Eigenschaften, die auf ihre Zeitgenossen Eindruck machten.

In der theologischen Fakultät tritt ebenfalls ein Glied aus der Familie der Grynäen hervor, deren Name nun auch in den Annalen der Universität immer wiederkehrt, Johann Jakob Grynäus, ein Großneffe des berühmten Simon. Er hatte hier studiert und war dann Diakon in Rötelen; von da wurde er 1575 hierher berufen an die Stelle für Neues Testament. Neben theologischen Vorlesungen hielt er solche über Weltgeschichte, die als erste in ihrer Art sich großen Zuspruchs erfreuten. Er rühmt mit Stolz, wie sein Auditorium gedrängt voll sei und zählt mit Behagen die Namen der vornehmen Herren auf, die sich unter seinen Hörern befanden. Wie andere Professoren nahm er auch Studierende zu sich ins Haus. Sein noch erhaltenes Stammbuch zeigt manche Einträge von solchen Zöglingen, meist mit adeligen Namen aus Deutschland. Trotzdem war er nicht ganz befriedigt. Infolge der Kellerischen Veruntreuungen war auch er an seinem Gehalt gekürzt worden, außerdem hatte er Verdruß mit seinen lutherisierenden Kollegen, dem Antistes Sulzer und dessen Schwager Ulrich Koch genannt Essig. Er folgte daher als zweiter aus seinem Geschlecht, der an der Verbesserung einer süddeutschen Hochschule mitwirken sollte, einem Rufe des Pfalzgrafen bei Rhein an dessen Universität Heidelberg. Dort erfreute er sich vollen Erfolges. Allein in Basel, wo man ihm nur vorübergehend Urlaub erteilt hatte, und wo sein Wegzug auf den Besuch der Universität ungünstig einwirkte, gab man sich alle Mühe, den nützlichen Mann wieder zu bekommen, und man konnte auch nach zwei Jahren, hauptsächlich durch seine Ernennung zum Antistes, als Nachfolger seines Gegners Sulzer, ihn bewegen, zurückzukehren. Grynäus nahm nun hier eine sehr angesehene und auch recht einträgliche Stellung ein. Von ihm an ist der Antistes stets zugleich ordentlicher Professor der theologischen Fakultät gewesen bis ins 18. Jahrhundert.

Er scheint gegenüber den Behörden kein Blatt vor den Mund genommen zu haben; 1590 meldet das Ratsprotokoll, Doktor Jakob habe „in seinen Predigen den rath unserer gn. Herren angezogen gar scharpff; sollen die Herren Deputaten mit ihm reden.“ Nicht mit Unrecht wettete er gegen eine beabsichtigte Bemalung des Münsters mit leichtbekleideten allegorischen Figuren; in dogmatischem Eifer verlangte er aber auch die Entfernung der Heiligen Georg und Martin von der Giebelwand als papistische Idole; glücklicherweise hatte er dabei nicht den gewollten Erfolg; er konnte immerhin erreichen, daß wenigstens der Martin durch Entfernung des Bettlers, und indem man ihm eine Krone aufsetzte und ein Szepter in die Hand gab, aus einem heiligen Bischof in einen weltlichen König verwandelt wurde trotz dem anfänglichen

Widerstand des Rats, der aber gegen das „hitzige Gemüt des Dr. Jakob“ nicht aufkam.

Auch daraus ist zu ersehen, daß die Stärke von Grynäus weniger in weitreichenden Leistungen für die Wissenschaft, als in einer kräftigen Persönlichkeit lag. Sein Einfluß auf die Studierenden und auf andere Gelehrte scheint allerdings bedeutend gewesen zu sein und ist der Universität zugute gekommen. An ihn empfohlen kam der Schlesier Amandus Polanus von Polansdorf nach Basel, der erste eigentliche und bedeutende Dogmatiker unter den Basler Theologen, die vorher mehr auf philologisch-eregeretischem und historischem Gebiete sich bewegt hatten. Er erhielt 1596 die Professur für Altes Testament und die Hand der Tochter von Grynäus. Nach deren Tode gewann er eine zweite Baslerin zur Frau in Salome Wasserhuhn. Diese wäre aber beinahe die Veranlassung gewesen, ihn Basel wieder zu entfremden. Zum großen Schießen, das 1605 hier abgehalten wurde, kam auch der Landgraf Moriz von Hessen; er stieg beim alten Wasserhuhn ab, und wie er bei dieser Gelegenheit dessen Sohn für seine Dienste gewann, so berief er auch Polanus an seine Hochschule Marburg. Allein der Rat betrachtete diesen als eine „Blume der hiesigen Fakultät“ und hielt deshalb diese Vokation für die Stadt bedenklich. Er ersuchte den ersten Schwiegervater, Grynäus, Polanus zu bewegen, den Ruf auszuschlagen, und dieser erklärte sich auch dazu bereit, ohne eine Gegenleistung zu verlangen. Es scheint, daß das damalige Marburg für Basler Professoren keine große Anziehungskraft besaß; im Jahre 1561 war der Mediziner Gratarolus einem Rufe an die dortige Universität gefolgt, er kehrte aber nach einem Jahre hierher zurück, weil, wie er in der Matrikel bemerkt, er lieber ohne Bezahlung in Basel, als um jährliche 200 Gulden in Marburg sein wolle.

Polanus starb 1610; er stiftete der Universität zu einem Stipendium 900 Gulden.

Noch wichtiger als seine Anstellung war diejenige des Mannes, der die größte Zierde der Universität um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts geworden ist, des Johannes Buxtorf des Älteren. Auch sie ist durch Grynäus herbeigeführt worden.

Johann Buxtorf, ein Pfarrerssohn aus Westfalen, kam 1588 nach Basel, um Grynäus zu hören, und trat zu diesem bald in ein nahe persönliches Verhältnis. Grynäus erkannte die Bedeutung des jungen Mannes und sorgte dafür, ihn Basel zu erhalten, indem er ihn dem Kaufmann Leo Curio, einem Sohne des Coelius empfahl; in dessen Haus fand Buxtorf Unterkunft und Gelegenheit, am Unterricht der heranwachsenden Kinder mitzuwirken, und hier wurde, nicht ohne wohlwollende Mitwirkung der seine Gaben schätzenden Basler Freunde, das Band geknüpft, das ihn vor allem in unserer Stadt festhielt. Als er 1590, nach Promotion zum Magister, erst 26jährig zum ordentlichen Professor des Hebräischen ernannt wurde, scheint er noch nicht entschlossen gewesen zu sein, in Basel zu bleiben. Allein drei Jahre später schreibt er dem in Padua studierenden Freunde Jakob Zwinger sehr hübsch, wie er,

von einem Besuche in der Heimat hierher zurückgekehrt, sein Netz gestellt und darin eine ersehnte Beute gefangen habe. „Da lief ich herzu, ergriff sie und sprach: „Du allein gefällst mir.“ Das galt keineswegs etwa einem alten Denkmal hebräischer Literatur, sondern der jungen Tochter seines Gastgebers, der holden Margareta Curio. So hielt die Tochter alter italienischer Geschlechter den deutschen Gelehrten in Basel fest. Aus dieser Verbindung ist eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorgegangen, die der neuen Vaterstadt ihrer Stammeltern nicht nur Gelehrte, sondern auch manche tüchtige Männer anderer Berufsarten, darunter einen Bürgermeister, geliefert hat.

In Johann Buxtorf besaß die Universität einen Stern ersten Ranges. In seinem Fache, der hebräischen Sprache und Literatur, ist er von grundlegender Bedeutung gewesen; er wird als der Neubegründer der alttestamentlichen Theologie und der rabbinischen Studien betrachtet, und seinen Arbeiten und Ausgaben auf diesen Gebieten wird ein noch heute fortwirkendes Verdienst zuerkannt. Ein wahrhaft ungeheurer Briefwechsel gibt Zeugnis von der gewaltigen Arbeitskraft der Gelehrten jener Zeit und von der Verbindung, in der Buxtorf nicht nur mit christlichen Fachgenossen, sondern auch mit zahllosen Juden stand, die ihn wie ein Orakel in Fragen ihres Glaubens konsultierten. Das Studium der jüdischen Sitten und Gebräuche kam ihm einmal teuer zu stehen. Er hatte mit besonderer Erlaubnis des Rates den Juden Abraham, der ihm beim Druck der rabbinischen Bibel behilflich sein mußte, nebst Familie in sein Haus genommen. Als diesem ein freudiges Ereignis beschert wurde, wohnte Buxtorf einer Beschneidung bei. Das zog eine Anzeige der Geistlichkeit wegen „unchristlichen sündlichen Benehmens“ nach sich und kostete den wißbegierigen Gelehrten die empfindliche Buße von 100 Gulden. Trotz dieser dem verdienten Manne gegenüber nicht gerade zuvorkommenden Haltung der Behörden, und obwohl seine nicht glänzende Stellung ihm einmal den unmutsvollen Ausspruch entlockte, wenn man hier die Last von hundert Eseln auf sich nähme, werde einem doch nicht mehr Lohn als einem Esel, konnte er sich doch nicht entschließen, die ehrenvollen Rufe anzunehmen, die ihm nach Saumur und nach Leyden zuteil wurden, ein Beweis, daß es ihm in Basel im ganzen immerhin nicht übel gefiel, wo er doch als Gelehrter und als Mensch allgemeine Achtung genoß. Auch er ist der Pest zum Opfer gefallen im Jahre 1629. Seine Liebhaberei für Denkmäler hebräischer Literatur ist später der Bibliothek zugute gekommen, an welche 1705 die von ihm angelegte, von Sohn und Enkel vermehrte wertvolle Sammlung, die sich durch schöne Erhaltung seltener Werke auszeichnet, durch Kauf des Rates gelangt ist.

Auch seine Nachkommenschaft übernimmt nun die Nachfolge in der Wissenschaft des Stammvaters als unbestrittenes Erbteil und liefert das in der Geschichte der Universitäten vielleicht einzig dastehende Beispiel, daß die Vertretung desselben Faches während beinahe anderthalb Jahrhunderten ununterbrochen von Gliedern einer Familie versehen wird.

Dem großen Vater folgte der nicht minder berühmte gleichnamige Sohn, der sich ebenso auszeichnete, so daß es hieß, beide seien einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen, non ovum ovo similius quam Buxtorfius pater et filius. Johann Buxtorf der Jüngere ist für die Geschichte der Universität dadurch von Bedeutung, daß er den Anlaß gab zur Vermehrung der ordentlichen Professuren durch Errichtung eines neuen Lehrstuhles in der theologischen Fakultät, was ermöglichte, ihn aus der philosophischen Fakultät, in der er wie sein Vater Professor des Hebräischen war, in die höhere theologische an eine besser dotierte Stelle aufsteigen zu lassen.

Als dritte theologische Professur wurde diejenige der Dogmatik den bisherigen für Altes und Neues Testament zugesellt im Jahre 1647, als Buxtorf, der bereits einen Ruf nach Gröningen abgelehnt hatte, ganz wie sein Vater auch einen solchen nach Leyden bekam. An der Spitze der Theologen legte der Antistes und Professor Theodor Zwinger, nebenbei der Schwager Buxtorfs, dem Rat ans Herz, wie die Zeit verlange, darauf zu sehen, nützliche und wohl angesehene Leute, wenn Gott solche beschere, nicht zu verlieren, sondern zu behalten. So konnten auch damals persönliche Gründe zu sachlichen Fortschritten führen. Buxtorf, der selbst kein Dogmatiker war, konnte später an die Professur für Altes Testament übergehen. Durch seine anerkannte Bedeutung für die Universität war dieser aber der neue wichtige Lehrstuhl für immer gewonnen.

Doch werfen wir, ehe wir die spätere Zeit weiter verfolgen, noch einen Blick auf den allgemeinen Zustand der Universität beim Übergang vom sechzehnten ins siebzehnte Jahrhundert.

Die Anstrengungen, welche die Männer der Reformation in frischem Eifer um die Wissenschaft gemacht hatten, trugen ihre Früchte. Die Universität erfreute sich eines steigenden Ansehens.

Wenn nach auswärts Namen leuchteten, die in der Gelehrtenwelt allgemein bekannt waren, und deren gab es in Basel nicht wenige, so ist daneben nicht zu vergessen, wie auch zahlreiche Gelehrte in fruchtbarer Tätigkeit Spuren hinterlassen haben, die mehr ein Wirken für die engere Heimat bezeichnen. Es seien hier nur erwähnt die Verdienste, die sich im 16. Jahrhundert mehrere Basler Professoren auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte erworben haben, vor allen der gelehrte Christian Wurstisen, der Verfasser der bekannten Basler Chronik, die, 1580 erschienen, seinem Namen allerdings größere Bedeutung gebracht hat als seine Leistungen als Professor der Mathematik, wie auch sein medizinischer Kollege, der ebenfalls als Geschichtsschreiber bekannte, vielgereifte, vom Kaiser zum Comes palatinus ernannte Heinrich Pantlin, genannt Pantaleon, durch sorgfältiges Zusammenstellen von biographischen und anderen Beiträgen zur Universitätsgeschichte größere Dienste geleistet hat als durch seine medizinische Tätigkeit, in welcher er einmal, wie Plater erzählt, einer Frau, um ihr den

Schlaf zu bringen, verordnet habe, sich Nachts aus einem Gießfaß Wasser auf den Kopf tropfen zu lassen, wofür er den Übernamen Doktor im Gießfaß erhielt und in einem Fastnachtsspiel hergenommen wurde.

Schenkte so die Bürgerschaft in der ihr eigenen Weise Professoren Beachtung, so zeugen Berichte berühmter Reisender von einem weiterreichenden Ansehen, das die Universität und manche ihrer Lehrer genossen. Montaigne hat nicht unterlassen, Grynäus, Zwinger, Plater, Hotmann zu besuchen. Der Geschichtsschreiber und Staatsmann Jacques Auguste de Thou aus Paris brachte im Jahre 1579 Empfehlungen an Zwinger und an Basilius Amerbach. Er bewunderte die Merkwürdigkeiten, die ihm Plater vorwies, unter anderem ein lebendes Murmeltier, und trank bei Amerbach aus dem schönen Globusbecher des Zürcher Goldschmieds Stampfer, der jetzt noch bei festlichen Anlässen der Universität die Tafel ziert.

Nicht weniger zeigt die Menge der dauernden Besucher, daß die Hochschule blüht. Es galt zur Zeit Platers und Bauhins als Auszeichnung, in Basel den medizinischen Doktorhut zu holen; während Bauhins Lehrtätigkeit 1581—1624 wurden gegen 700 Doktoren der Medizin freiert, worunter außer vielen Deutschen auch Polen, Dänen, Engländer. Nicht weniger war der juristische Doktor begehrt, und der schon genannte Samuel Grynäus soll allein in den drei letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts so viele Doktoren und Lizentiaten Juris promoviert haben als das Jahr Tage zählt. Basel galt eben als eine vornehme Universität, die der deutsche Adel gerne aufsuchte. Vielleicht trug zur Beliebtheit der hiesigen juristischen Grade auch bei, daß sie immer noch aus Macht eines katholischen Fürsten, des Bischofs von Basel, verliehen wurden und daher auch in nichtprotestantischen Ländern Ansehen genossen. Auch nach der Reformation hatte man ganz weise dem Bischof das Ehrenamt eines Kanzlers der Universität belassen, um an der Tradition nicht zu rütteln und den universalen Charakter der Hochschule zu wahren. Mit seinem Privileg übten die Dekane der Fakultäten das Recht zur Erteilung der akademischen Grade aus. Alle zehn Jahre ging eine Deputation der Universität nach Pruntrut, um sich das Vizekanzleramt der Dekane bestätigen zu lassen gegen eine Taxe von zehn Goldgulden. Erst die französische Revolution machte diesem, der alte Basler würde sagen, heimeligen Verhältnis ein Ende.

Sicher ist, daß die Promotionen in Basel gesucht waren. Die letzten Jahrzehnte des 16. und die ersten des 17. Jahrhunderts haben der Universität eine Frequenz gebracht, welche beinahe derjenigen der ersten Jahre nach der Gründung gleichkam und erst in neuester Zeit wieder erreicht worden ist. Darüber, wie viele Studenten jeweilen gleichzeitig anwesend waren, besitzen wir keine Angaben. Aus den Zahlen der laut den Matrikeln in einem Jahre Neueintretenden läßt sich schließen, daß es in den Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Kriege manchmal zwei- bis dreihundert, vielleicht noch mehr gewesen sein mögen. Die größte Zahl der Immatrikulationen zeigt in diesem Zeitraum

das Jahr 1580 mit 175 neuen Namen. Der Theologe Grynäus konnte daher 1585 einem Freunde schreiben, die Hochschule gedeihe mehr und mehr, außer Grafen und Baronen seien wenigstens fünfzig sonstige Adelige da, von den vielen anderen nicht zu reden. Freudig rühmt Deputat Ryff noch fünfzehn Jahre später „die hohe Schule·floriert diese Zeit, Gott sei Lob, mächtig“ und der Pfarrer, Pfalzgraf und Ritter des römischen Reiches, Joh. Jakob Grasser, sang:

Basel, die werthe, schöne Stadt,
Ein guten Namen allenthalb hat,
Denn durch berühmte Druckerei
Und wohl bestellte Akademey
Sie beid in Teutsch und Welschen Land
Hat trefflich dient dem gemeinen Stand.

Die vielen vornehmen fremden Herren, die damals die Auditorien der Universität und wohl auch die Straßen der Stadt belebten, mögen eine Freude gewesen sein nicht nur für die Professoren, sondern auch für die Bürgerschaft, welcher die zahlreichen Doktor schmäuse gewiß einen lieblichen Geruch boten. Es konnte dabei etwas daraufgehen, und die Vereinigungen bei Speis und Trank spielten keine geringe Rolle nicht nur bei den Promotionen, sondern auch bei manchen anderen Anlässen der Universität, so daß sogar darüber besondere Anordnungen getroffen wurden, indem im Jahre 1571 unter dem Rektorate von Felix Plater die Regenz beschloß, den Ort, wo hinfort alle akademischen Mahle abgehalten werden sollen, und den man Prytaneum nennen wolle, ins Obere Kollegium zu verlegen, da die Gastmähler, die bisher in öffentlichen Wirtschaften abgehalten worden seien, Übelstände, Ungehörigkeiten und Widerwärtigkeiten zur Folge gehabt hätten. Wir begreifen das, wenn wir erfahren, daß zehn Jahre später durch Regenzbeschuß dem Professor und Pfarrer Matthäus Meyer der Besuch öffentlicher Gastmähler untersagt wird ebrietatis causa. Für die Besorgung und Leitung der sämtlichen convivia wurde eine eigene Kommission bestellt, die sogenannten Prytanen. Diese Einrichtung hat bestanden bis zum Jahre 1744. Als schätzbare Erinnerung daran besitzt die Universität noch einen wertvollen Globusbecher aus der Werkstatt des Zürcher Goldschmieds Gefner, den letzten Überrest des reichen Gerätes, das vordem die solennen Schmäuse der gelehrten Herren verschönte. Die leibliche Eröstung nach der Doktorpromotion war ja wohl verdient durch die geistige Anstrengung der Disputation, die ihr voranging. Über das, was diesen zur Grundlage diente, sind wir wohl unterrichtet. Der Professor der Theologie und Bibliothekar, der forsältige und fleißige Johannes Zwinger, gestorben 1694, hat sämtliche Einladungen zu Promotionen zusammengestellt zu einem Theatrum virtutis et honoris. Beim Durchblättern der ansehnlichen Bände freut man sich nicht nur an den schönen mit Holbeinischen Zierleisten gezierten Erzeugnissen der Basler Druckereien, sondern zu-

weilen auch über die Punkte, die von den Doktoranden sollen klargestellt werden. Wenn ein Mediziner erörterte, an coena prandio debeat esse largior, und diese wichtige Frage scheint mehrmals disputiert worden zu sein, so war das gewiß eine gute Vorbereitung auf den zweiten Akt im Prytaneum, der den Zweifel dann dadurch löste, daß man mittags und abends gleicherweise tafelte. Daß diesen Feierlichkeiten gelegentlich weitere Nachspiele folgten, läßt sich aus den öfteren Verhandlungen der Regenz über tumultus nocturni schließen. Dabei mögen auch etwa die verschiedenen Nationen aneinander gekommen sein; der Rat sieht sich wenigstens einmal veranlaßt, zu mahnen, man solle einander nicht Schwaben und Schweizer schelten. Um den bürgerlichen Behörden die Versuchung zu benehmen, die Privilegien der Universität durch unangemessene Behandlung der Musensöhne zu verletzen, wird, nachdem die Türmung eines Kommilitonen auf dem Rheintor die fremden Studenten in große Aufregung versetzt hatte, von der Regenz im Jahre 1611 die Errichtung eines neuen Karzers im oberen Kollegio beschlossen. Das rohe Treiben, das damals an anderen Universitäten vorkam, scheint hier nicht üblich gewesen zu sein. Basel, das an der Studentenzahl doch immer den meisten deutschen Universitäten nachstand, hat stets seinen soliden Charakter gewahrt. Als im Jahre 1629 ein badischer Student auf der Schützenmatte im Duell erstochen wurde, hielt bei seiner Beerdigung auf Befehl einer christlichen Obrigkeit Antistes Wolleb eine gar ernstliche Erinnerung von den Quellis oder fürseßlichen, mutwilligen Ausforderungen und blutigen Mordkämpfen; später ist von solchen nicht mehr viel die Rede.

Das Wohlwollen weiter Kreise für das Studium spricht denn auch aus den zahlreichen Zuwendungen, welche der Universität nicht nur von ihren Angehörigen, sondern auch aus der übrigen Bevölkerung gemacht wurden. Angesehene Personen, auch Frauen, denen schon im 15. Jahrhundert eine Frau Maragareta Brand genannt Loßkörfin vorangegangen war, spendeten Beträge für die Hochschule zu Stipendien für arme Studierende. Die Errichtung einer dritten theologischen Professur wurde durch private Stiftungen erleichtert. Auch auswärtige Besucher der Universität gaben ihrem Danke durch Schenkungen Ausdruck. Von seiten der hiesigen Einwohner wurde namentlich der Alumnen im oberen Kollegium gedacht, denen man auch eine leibliche Rekreation gönnte. Im Jahre 1601 meldete ein Insaße des Alumneums, wie sie alle Neune bei Herrn Uebelin, Vogt auf Münchenstein, zu Tische gewesen seien von 4 Uhr abends bis 12 Uhr. Die freudige Aufzählung der allda genossenen Herrlichkeiten, fünf schönen Platten samt den reliquis und einem großen Eierwecken, läßt vermuten, daß es im Kollegio nicht so hoch herging; es war seinen Insassen zu gönnen, daß später Frau Judith Iselin, Witve des Bürgermeisters Krug, sie mit einem Legat bedachte, damit jedem zum Mittagessen ein Viertel Maß Wein vorgesetzt werden könne. Henri Arnaud, der Führer der Waldenser bei ihrer glorieuse rentrée im Jahre 1689, der mit seinem

Sekretär und Begleiter Renaudin hier im Almunneum war, mag auf seinen späteren Fahrten noch der friedlichen Stätte im oberen Kollegium gedacht haben.

Daß die Universität mit ihren Angehörigen zum Gesamtbild des damaligen Basels gehörte, zu dessen etwa 15,000 Einwohner betragenden Bevölkerung sie ja einen verhältnismäßig größeren Anteil beitrug als jetzt, sehen wir aus den Trachtenbildern, die uns das Leben jener Zeit schildern. So hat der Stecher Johann Heinrich Glafer in



der 1634 erschienenen Abbildung der Kleidung aller hochwürdigen Standespersonen bei seinen lebensvollen Darstellungen auch die Universität nicht vergessen, deren Auftreten uns in verschiedenen Situationen vorgeführt wird. Da sehen wir unter anderem neben einem Professor, der die gewöhnliche bürgerliche Kleidung mit dem hohen Baselhut trägt, einen Doktor, dessen Haupt der charakteristische vielgenannte Doktorhut schmückt. Wir folgen dem soeben freierten Doktor, den der Rektor aus der Promotion führt, wie es Felix Plater beschreibt „mit vorgendem Pedellen mit dem Sceptro“ und be-

wundern das Staatskleid des jungen Mannes, den reichen Schamelot (Mantel) und das seidene Wamms. Es fehlen nur die Bläser, welche durch die Gassen bis zum Saale blasen, in dem nun das Bankett vor sich gehen wird.

Doch den Jahren der höchsten Blüte folgte bald Abnahme, und dann kam größerer Verfall. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges brachte auch Basel Unruhen und schwere Seuchen. In den Jahren 1610 und 1629 forderte die Pest, die freilich andere Uni-



versitäten ebenfalls nicht verschonte, in Basel besonders viele Opfer, auch an der Hochschule. Mochte während des Krieges Basel noch manchem eine friedliche Zuflucht bieten, so mußte es doch nachher als Folge der schrecklichen Verheerungen den allgemeinen Niedergang spüren, durch den die ganze deutsche Kultur zurückgeworfen wurde. Die gänzliche Ablösung vom deutschen Reiche brachte immer größere Beschränkung auf das eigene Gebiet, und das Zurückgehen auf sich selbst beraubte die Universität der frischen Kraft zum Vorwärtkommen.

Noch im Laufe des 17. Jahrhunderts hielt zwar der Besuch der Universität von auswärts an. Wenn aber im Jahre 1656 der Hofmeister eines hier studierenden deutschen Grafen schreibt. „Wir haben diese Stadt und Universität wegen der überaus lustigen Situation und rühmlichsten Bescheidenheit der Einwohner vor allen anderen erwählt; das Frauenzimmer ist durch die Bank schön und beredt,“ so können wir wohl bei aller Genugthuung an dem unserer Stadt und ihren Töchtern gewiß mit Recht gezollten Lobe uns des Eindrucks nicht erwehren, daß hier die *amoenitas loci* mehr gezogen habe als der Drang, zu den Füßen berühmter Lehrer zu sitzen.

In der That finden wir für die weithin leuchtenden Sterne wie Plater, Bauhin, Zwinger, Grynäus vorderhand keinen vollen Ersatz in ihren Söhnen, Enkeln und Neffen, die nun ihren Platz einnehmen; nur Burtorf fügt dem Ruhme des Vaters eigene Bedeutung hinzu, die weitere Kreise zieht. Von den Theologen, die nun hauptsächlich die Führung übernahmen, war Johann Wolleb, der Sohn eines hiesigen Rats herrn, 1629 an der Pest gestorben; seinen Namen hat bis in die neuere Zeit bekannt gemacht ein Compendium der Dogmatik, das sogar in das Englische übersetzt worden ist. Ihm folgten Theodor Zwinger, der Enkel des ersten Theodor, ein Vertreter calvinischer Orthodorie, der 1642 beim Abendmahl den Gebrauch des gewöhnlichen Brotes und das Brechen desselben an Stelle der bis dahin noch gebräuchlichen Oblaten in der Basler Kirche eingeführt hat, und dessen Tochtermann Lukas Gernler. Namentlich dieser war eine bedeutende Persönlichkeit. Auch er war ein geborener Basler, Sohn des Pfarrers zu St. Peter; nach dem löblichen Brauch seiner Zeit hatte er zur Vollendung des in der Vaterstadt getriebenen Studiums Europa bereist und Bekanntschaften bedeutender Männer gemacht, die in ausgedehntem Briefwechsel gepflegt wurden. Ein Mann der heimischen kirchlichen Rechtgläubigkeit, hat er mit Alfred Curretin in Genf und Heidegger in Zürich an der 1675 erschienenen Konsensformel mitgewirkt, welche eine Anzahl von Glaubenssätzen für die schweizerischen Kirchen aufstellte. Zur Bekämpfung ihr widerstreitender Meinungen hat er mit seinen Kollegen Burtorf und Wettstein in dem *Syllabus controversiarum* ein Verzeichnis der streitigen Fragen mit ihrer seinem Standpunkt entsprechenden Beantwortung ausgearbeitet. Er vertrat als kräftige hierarchische Natur das Ansehen der Geistlichkeit gegenüber der Obrigkeit und wirkte unter anderem für eine strengere Sonntagsfeier; historischen Sinn hat er dadurch bewiesen, daß er das vernachlässigte Kirchenarchiv neu anlegte; die von ihm gesammelten *antiquitates Gernlerianae* nehmen darin eine wichtige Stelle ein. Er ist 1675 gestorben. Wenn auch die Tätigkeit aller dieser Männer für die Universität sehr nützlich war, ihre Kräfte waren doch sehr durch kirchliche Angelegenheiten in Anspruch genommen. Alle standen der Basler Kirche vor, und man muß sich billig wundern, wie sie so reichliche und mannigfache Arbeit bewältigen konnten.

Die von Gernler als Rektor der Universität geleitete Jubelfeier von 1660 bezeichnet keinen Höhepunkt mehr trotz dem Panegyrikus, den das Haupt der Hochschule dieser widmete. Seine oratio saecularis, die im Druck gegen 60 Seiten umfaßt, gemäß dem Charakter des Sprechenden Festrede und Predigt zugleich, ist ein Beispiel dafür, welchen Anforderungen an Zeit und Geduld Redner und Hörer damals genügen konnten. Tröstlicher Weise folgte ein Mahl im Prytaneum. Dabei ließ der Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein durch seinen Sohn, den Theologieprofessor gleichen Namens, der Universität einen silbernen Becher überreichen. Der für die Geschichte Basels bedeutsame Staatsmann, den seine Nachkommenschaft auch mit den Wissenschaften in Berührung brachte, hat sich ein noch größeres Verdienst um die Universität erworben. Seine Bemühungen haben zu dem Erfolge beigetragen, der zum zweihundertjährigen Geburtstag der Hochschule das schönste Geschenk bildete, dem Erwerb des berühmten Amerbachischen Kabinetts. Der Rat kaufte im Jahre 1661 unter Beisteuer der Universität von den Nachkommen der Amerbache die in der kunstfönnigen Familie angesammelten und gehüteten Schätze, worunter sich zahlreiche Werke Holbeins befanden, deren Besitz stets ein Stolz unserer Stadt gewesen ist. Damit wurde der Grund gelegt zu den Sammlungen der Universität, welche schon für viele, die mit der Hochschule nicht direkt in Beziehung stehen, eine Quelle edlen Genusses und reicher Belehrung geworden sind.

Der Erwerb der Amerbachsammlung bedeutete auch eine beträchtliche Vermehrung der Bibliothek; diese war schon im Laufe des vorhergehenden Jahrhunderts durch Zuteilung der Bibliotheken der aufgehobenen Klöster und Stifter zu einem ansehnlichen Bestande an wertvollen Manuskripten und Druckwerken gelangt. Außerdem war ihr durch Legat des 1649 verstorbenen Professors Johann Jakob Hagenbach dessen reichhaltige Sammlung medizinischer und naturwissenschaftlicher Werke zugefallen. Für sie und die Amerbachischen Kunstschätze wies nun der Rat der Universität das Haus zur Mücke am Schlüsselberg an, die heutige Sekundarschule. Diese domus muscata, wie die Regenzprotokolle sie nennen, ist Bibliothek und zugleich Museum geblieben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bezogen wurde sie im Jahre 1671. Ein besonderes Verdienst um die Ordnung der Bibliothek, die bisher in den Kollegien schlecht untergebracht gewesen worden war, erwarb sich als neuer Bibliothekar der Theologieprofessor Johannes Zwinger; er bat sich bescheiden als Honorar die Werke des Erasmus in der Frobenischen Ausgabe aus, die doppelt vorhanden waren.

Zu derselben Zeit, als die Universität in den Besitz der Amerbachischen Sammlungen gelangte, wurde der Grund gelegt dazu, daß ihr anderthalb Jahrhunderte später eine weitere wertvolle Sammlung ähnlicher Art zufallen sollte. Es war wiederum ein Professor der Rechtswissenschaft, der in rezipierender und praktischer Tätigkeit für die Universität mehr und dauernder gewirkt hat als durch eigene Produktion.

Dr. Remigius Fäsch, Sohn und Enkel von Bürgermeistern aus einer der angesehensten Familien Basels, ein geachteter Jurist, von dem gesagt wird, daß er als Lehrer den Blick mehr auf praktische Anwendung als auf subtile Theorien gerichtet habe, verfügte im Jahre 1667 kurz vor seinem Tode durch Testament, daß sein Museum oder Kabinett, darinnen seine Bibliothek und andere kostbare Sachen, so er mit großer Mühe, Sorgfalt und Unkosten in dreißig und mehr Jahren zusammengelegt habe, in seinem Hause auf dem Petersplatz jeweilen zu verwalten sei von einem Doktor juris aus seinem Geschlecht, sofern aber kein solcher mehr vorhanden sei, der Universität zu deren getreuer Verwaltung anheimfallen solle. Der Fall, daß die Familie Fäsch keinen juristischen Doktor mehr aufweisen konnte, trat im 19. Jahrhundert ein, und im Jahre 1823 konnte die Universität den wertvollen alten Besitz ihres einstigen Mitgliedes antreten, der neben Gemälden und Antiquitäten auch der Bibliothek wieder einen schönen Zuwachs brachte.

Auf verschiedenen Gebieten hat zu einer Zeit, als die schöpferische Kraft zurücktrat, die Universität beigetragen zur Sammlung und Erhaltung von Schätzen, die von bleibendem Werte sind und spätere Generationen zu neuem Schaffen anregen. Gerade zur Erfüllung dieser Aufgabe, die in der ganzen Entwicklung auch ihre wichtige Stellung einnimmt, waren als Hüter ererbten Besitzes die Sprossen des heimischen Bodens geeignet.

Wir finden nun freilich bald die Universität nur noch mit solchen bestellt. Im ersten alle Fakultäten umfassenden gedruckten Basler Lektionskatalog, den wir kennen, vom Jahre 1666, erscheinen je ein Zwinger, Burtorf, Wettstein, Iselin, Gernler, Battier, zwei Bauhine, Vater und Sohn, zwei Brüder Fäsch und nicht weniger als vier Vertreter der Familie, welche an Zahl der von ihr der Vaterstadt gestellten Universitätslehrer alle andern übertreffen sollte, der Burckhardt. So geht es weiter; der Mathematiker Peter Megerlin von Rempten, der in dieser Gesellschaft geborener Basler erscheint, hat wenigstens eine hiesige Frau. Wenn man die Genealogie der gelehrten Herren etwas weiter verfolgt, so sieht man, daß auch die Regenz einigermaßen den Charakter eines Familientages annimmt, wie es damals bei den politischen Behörden der Fall war. Es ist das keine Basel allein eigentümliche Erscheinung. In anderen schweizerischen Gemeinwesen hat die Tendenz der Abschließung im engeren Kreis zur Ausbildung förmlicher Aristokratien geführt; auch in den demokratischen Orten blieb der Einfluß der angesehnen Familien mächtig, und gegen neue Elemente verhielt man sich ablehnend. In Basel haben die Unruhen von 1691, wenn auch die ungeschickt ausgeführte Auflehnung gegen die Obrigkeit blutig unterdrückt wurde, die Entfernung jedes Ansatzes zur Ausbildung eines aristokratischen Regiments zur Folge gehabt. Den Kreis zu öffnen, in dem der Einheimische sich wohl fühlte und die Wahrung seiner Interessen fand, dazu hatte aber auch der Zunftbürger nicht die mindeste Lust. Es sollten alle Bürger, aber auch nur diese, gleicherweise in Ämtern und Stellen

gelangen können, und gegen die Erweiterung des Kreises der Berechtigten schloß man sich ab. Es ist natürlich, daß die Universität diese allgemeine Entwicklung mitmachte; als man keine neuen Bürger mehr annahm, fühlte man nicht das Bedürfnis, fremde Professoren kommen zu lassen. Man hatte dazu auch nicht so sehr Veranlassung, da lange immer wieder wirklich bedeutende eigene Kräfte zur Verfügung standen. Der nicht zu leugnende Niedergang der Universität, die Abnahme ihrer Bedeutung nach auswärts, war weniger in ihr selbst begründet als in den allgemeinen Verhältnissen; im engern Kreise hat sie immer manches geleistet; daß auch sie Alterserscheinungen zeigte, wie sie im achtzehnten Jahrhundert sonst bei uns zutage traten, ist die Folge ihrer engen Verknüpfung mit dem übrigen Gemeinwesen. Diese hat auch mit sich gebracht, daß, als man im Jahre 1718 in Basel für die Besetzung aller Staatsämter zur Verhinderung von sogenannten Praktiken, geheimen Abmachungen und Bestechungen, und um dem Einfluß persönlicher Begünstigung vorzubeugen, das Los einführte, dieser Wahlmodus auch auf die Universität ausgedehnt worden ist. Aus einem Vorschlag von womöglich drei Kandidaten, den die Regenz in Verbindung mit den Deputaten aus denjenigen aufstellte, welche sich für die erledigte Stelle angemeldet hatten und nach Prüfung als wahlfähig erachtet worden waren, bestimmte fortan das Los den Glücklichen, der vom Räte ernannt werden sollte. Über die Vorzüge und Mängel der Wahl durch das Los, die übrigens auch anderwärts vorkommt, nur kaum in so allgemeiner Ausdehnung wie in Basel, ist in alter und neuer Zeit viel gestritten worden. In Basel hat man sie einst als Palladium der Freiheit gepriesen, und gewiß war sie nicht schlimmer als die Vetterschaft, die in dem kleinen Gemeinwesen sonst regiert haben würde. Man muß die ganze Einrichtung aus den sonst bestehenden Verhältnissen verstehen. Aber so wenig man alle Übelstände und Fehler in Besetzung von Lehrstellen dem Los zuschreiben darf, so wenig lassen sich schlimme Folgen, die es für die Universität hatte, verkennen. Wenn auch das Gesetz vorschrieb, daß gelost werden solle nach vorgehender vernünftiger Wahl, so war doch die eigene Verantwortlichkeit und Einsicht der Wahlbehörde aufgehoben, und der letzte Entscheid dem Zufall überlassen, von dem man nicht mehr Vernunft erwarten konnte als von den Menschen. Eigentliche Berufungen waren nur möglich, wenn man vom Gesetz eine Ausnahme machen wollte, was freilich in einzelnen Fällen geschehen ist. Man hat durch die Handhabung des Loses, dessen Anwendung auf die Universität allerdings ein sonst nirgends nachgeahmtes Beispiel war, nicht ausgeschlossen, daß tüchtige Gelehrte an die Universität gelangten, weil sich immer solche in ziemlicher Auswahl fanden, man hat aber darauf verzichtet, aus den vorhandenen Kräften den möglichen Nutzen zu ziehen und war in Verbesserungen und Fortschritten gehindert.

Einen sofort sichtbaren Abschnitt in der Geschichte der Universität bildet die Einführung der neuen Wahlart nicht. Man hatte schon vorher die Gewohnheit, die ent-

stehenden Lücken im Lehrkörper aus dem Kreise derjenigen zu ergänzen, die bereits zur Korporation der Hochschule gehörten, und ließ häufig die Dozenten von einer Professur zur anderen und aus der philosophischen Fakultät an die höheren Fakultäten vorrücken. Das kam naturgemäß immer mehr den Einheimischen zugute, welche die niederen Stellen besetzten, um von diesen weiter zu steigen. Dabei hatte man das Glück, daß noch vor der Herrschaft des Loses hervorragende Gelehrte an die Hochschule gelangt waren.

In der theologischen Fakultät waren zu Ende des 17. Jahrhunderts nacheinander die beiden Wettstein tätig, Vater und Sohn, von denen der jüngere ein gewandter Handhaber des Griechischen war, mit ihnen Joh. Rudolf Zwinger, zugleich Antistes; dessen Nachfolger Hieronymus Burckhardt war der letzte, der zugleich mit der obersten Pfarrstelle eine ordentliche theologische Professur inne hatte. Er war es, der 1714 an der Spitze der theologischen Fakultät und der Geistlichkeit dem Rat ein Memorial einreichte, in welchem die Einführung des Loses befürwortet wurde. Als Sohn des einflussreichen Bürgermeisters Hans Balthasar Burckhardt mochte er einen Einblick getan haben in die Praktiken, welche die Bürgerschaft erregten, und da er selbst im glücklichen Besitze seiner Ämter war, konnte er getrost für die anderen dem Lose rufen. Er war ein jovialer Herr, und die Histörchen, die man sich von seinem zuweilen recht derben Witz erzählt, verraten weder pastorale Würde noch profunde theologische Gelehrsamkeit. Sein Kollege an der Fakultät, Jakob Christoph Iselin, hatte mehr als Geschichtsschreiber denn als Theologe einen Ruf auch im Ausland; er ist Professor in Marburg gewesen und war Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften. Ein Zeugnis seines Bienenfleißes ist das bekannte historische Lexikon, das noch in manchen Basler Häusern ein ebenso schöngebundenes wie ungebrauchtes Dasein führt. Alle seine Kollegen überragte aber Samuel Werenfels, durch seinen Vater, den Antistes und Professor Peter Werenfels und die Mutter, eine geborene Grynäus, ein Nachkomme der meisten bekannten früheren Basler Theologen. Er vertrat in der Theologie eine mildere, weitherzigere Richtung und stand in enger Verbindung mit den bekannten schweizerischen Kirchenmännern Alphons Surretin in Genf und Friedrich Osterwald in Neuenburg; man nannte diese drei das schweizerische Triumvirat. Die Schriften von Werenfels waren weitverbreitet und wurden auch in Übersetzungen in fremden Sprachen eifrig gelesen. Eine vielseitige allgemeine Bildung erlaubte ihm, der hiesigen französischen Gemeinde, deren Ältester er war, in ihrer Sprache zu predigen. Sein Wert wurde anerkannt durch die Ernennung zum Ehrenmitglied deutscher und englischer Gesellschaften und durch einen Ruf an die holländische Universität Franeker. Er blieb aber in Basel und starb hier hochbetagt im Jahre 1740. Von der Verehrung, die er weithin genoß, zeugt das Lied, das der Graf von Zinzendorf dichtete auf den Hinschied

des großen Samaliels,

des Doktor Samuel Werenfels.

Von den verschiedenen Juristen aus der Familie Fäsch hat der 1712 gestorbene Sebastian eine Darstellung des hier geltenden Konkursrechts verfaßt. Die juristische Fakultät übte durch zahlreiche Gutachten, die sie auch auf Anfrage der Behörden abgab, einen maßgebenden Einfluß auf die Rechtsprechung aus.

An der medizinischen Fakultät wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Abhaltung von Anatomien fortgeföhren, wenn es auch oft schwer hielt, die nötigen Leichen zu beschaffen. Der 1675 gestorbene Johann Heinrich Glaser, dessen Name in der *fissura Glaseri* am Schläfenbein fortlebt, hat während einer siebenjährigen Amtszeit vier Sektionen abgehalten, was für die damalige Zeit eine aner kennenswerte Leistung war und womit man sich gegenüber anderen Universitäten sehen lassen konnte. Unter Johann Jakob Harder, Professor von 1687 bis 1703, der als vergleichender Anatom und geschickter Präparator geschätzt war, erfolgte die Verpflanzung des botanischen Gartens auf das Areal des Predigerklosters, wo der Doktorgarten, wie ihn der Volksmund nannte, bis ins 19. Jahrhundert geblieben ist. Die Einrichtung eines Treibhauses und einer Gärtnerwohnung zeigt, daß man sich die Förderung der Botanik angelegen sein ließ. Wie Werenfels hat auch der Mediziner Theodor Zwinger der Jüngere, der 1684 zuerst Professor der Eloquenz, dann 1703 der Anatomie und Botanik wurde, Rufe nach auswärts abgelehnt. Er sollte nach Leyden und nach Berlin gehen, fand aber, nachdem er sich in Berlin umgesehen hatte, wie er einem Freunde schreibt, er könne es in Basel machen. So haben zu jener Zeit noch mehrere bedeutende Gelehrte gedacht, und wie die Berufungen nach auswärts zeigen, daß man hier noch Leute mit gutem Namen hatte, so lassen uns diese Männer, indem sie dableiben, den Schluß ziehen, daß die Zustände hier immerhin erträglich waren, und in manchen Beziehungen wohl ebensogut wie anderwärts. Zwinger, der ein weitherum gesuchter Arzt war, hat auch ein Kräuterbuch verfaßt; er starb 1724.

Noch im 17. Jahrhundert erscheint nun an der Universität der Name, dessen Glanz alle anderen überstrahlt und dessen Ruhm in der Geschichte der Wissenschaften unbestritten ist. Im Jahre 1687 wird Jakob Bernoulli hier Professor der Mathematik, der erste einer Reihe von Gelehrten aus dieser Familie, die während eines Jahrhunderts in derselben Wissenschaft sich auszeichnen. Auf Jakob folgt 1705 sein jüngerer Bruder und erfolgreicher Schüler Johann I. und diesem 1748 sein Sohn Johann II. Bis zu dessen Tode im Jahre 1790, also während 103 Jahren, ist der Lehrstuhl der Mathematik an der Universität Basel ununterbrochen von der Familie Bernoulli besetzt gewesen.

Während dieser Zeit waren aber noch zwei andere Glieder der Familie, ebenfalls bedeutende Mathematiker, Lehrer an der Universität; Niklaus, ein Nefte des älteren Brüderpaares, war von 1722 bis 1759 zuerst Professor der Logik, hernach der Jurisprudenz, und Daniel, Johanns I. ebenbürtiger Sohn, hatte von 1733 bis 1782 nach-

einander die Professur der Anatomie und Botanik und die der Physik inne; beide trieben die Mathematik neben ihren andern Fächern, aber mit größtem Erfolg. Später sind noch Sohn und Enkel des jüngern Johann hier Professoren gewesen; sie haben sich anderen Gebieten zugewandt als ihr Vater. Daß schließlich die weitem Mathematiker Bernoulli nicht von vornherein in der Vaterstadt geblieben sind, sondern auswärts ehrenvolle Stellungen angenommen haben, kann kein Vorwurf für die hiesige Universität sein. Für diese gleichzeitige Fülle von Gaben auf einem Gebiete wären auch andere Hochschulen zu klein gewesen. Es ist schon bemerkenswert, daß man so viele dieser Leute hier behalten hat. Allen wäre es leicht gewesen, glänzende Stellungen zu finden; drei von ihnen sind aber von anderen Universitäten oder Akademien hierher zurückgekehrt.

Die Bedeutung dieser großen Gelehrten für die Wissenschaft braucht hier nicht erörtert zu werden. Für die Universität Basel waren sie von größtem Wert. Sie haben nicht nur der Hochschule nach außen Ansehen gebracht, sondern in gewissenhaftem Wirken auch auf anderen Gebieten als demjenigen ihrer Lieblingswissenschaft der Universität und der Vaterstadt große Dienste geleistet.

Der ältere Johann Bernoulli hat sich als Visitator und Inspektor des Gymnasiums lebhaft mit den Zuständen an dieser Anstalt beschäftigt. Der Mann, der damals als der erste Mathematiker Europas galt, fand Zeit, ein Jahr lang täglich alle Stunden zu besuchen, selbst Unterricht zu erteilen und darauf zu sehen, daß die Knaben nicht ungewaschen zur Schule kamen. Auf seine Anregung hin ist 1727 eine neue Ordnung eingeführt worden, welche den Lehrplan mit Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse der Zeit umgestaltete. Gegenüber Übelständen an der Universität führten die geistig so regsamen Herren, denen ein erlaubtes Bewußtsein ihres eigenen Wertes nicht fremd war, eine offene Sprache. Jakob Bernoulli zog sich durch ein Memorial, in welchem er bei Anlaß der bürgerlichen Unruhen von 1691 Beschwerden über fatale Gewohnheiten bei Besetzung der Lehrstellen einreichte, einen Regenzbeschluß zu, der ihn für ein Jahr im Amte still stellte. Und sein Nefte Daniel hat gegenüber „von ganz unberichteten Leuten“ geäußerten Zweifeln, ob er, der große Mathematiker, die Anatomie und Botanik richtig verstehe, sich energisch gewehrt und auf die schlimmen Folgen des Loses hingewiesen. Ihm gegenüber ist denn auch eine Ausnahme von der Losordnung gemacht worden. Als im Jahre 1750 die Professur der Physik zu besetzen war, wurde sie ohne weiteres ihm übertragen, was den Behörden wie dem Berufenen Ehre machte.

Auch sonst sind hier die Meriten der Herren Professorum Bernoulli anerkannt worden. Als nach dem Tode von Jakob Bernoulli im Jahre 1705 sein Bruder Johann gerade von Gröningen, wo er Professor gewesen war, in Basel eintraf, erhielt er den Besuch des gesamten akademischen Senates, der ihn aufforderte, den Lehrstuhl der Mathematik einzunehmen, und die Regierung bewilligte eine außerordentliche Zulage.

Als er 1748 starb, berichteten Deputaten und Regenz, daß, wenn man auf die Ehre löbl. Standes und Universität sehen wolle, der ordinari Weg in Besetzung der mathematischen Professur nicht statt haben könne, denn es würde in der Fremde wunderbar herauskommen, wenn man diese Professur nicht einem Herrn Bernoulli übertrage. Der Große Rat konnte sich zwar diesmal nicht zu einer direkten Übergehung der Losordnung entschließen; er genehmigte aber den Ausweg, den man jetzt einschlug und bewilligte dem Sohn Johann Bernoulli, der sich nun nicht für die Stelle der Mathematik meldete, sie aber dann gegen seine bisherige Professur der Eloquenz von deren neuem Inhaber Jakob Christoph Ramspeck eintauschte, dieselbe Gehaltszulage, die schon sein Vater gehabt hatte. Solche Vertauschungen, durch welche in einzelnen Fällen die gesetzliche Wahlart korrigiert werden konnte, kamen noch mehr vor; sie beweisen die fühlbaren Übelstände, welche das Los im Gefolge hatte.

Und sie bestanden wirklich. Zwar die Tatsache, daß einige ausgezeichnete Basler Gelehrte ins Ausland gegangen sind, unter ihnen Leonhard Euler, welcher der berühmteste Mathematiker seiner Zeit werden sollte, kann weder als Folge des Wahlsystems noch als Übelstand betrachtet werden. Euler war nicht, wie oft behauptet worden ist, ein Opfer des Loses. Er hat sich allerdings 1727 für die Professur der Physik angemeldet, ist aber gar nicht in den Vorschlag gekommen, und das war begreiflich; er war damals neunzehnjährig, und seine Mitbewerber hatten Verdienste. Übrigens war Euler im Begriff, nach Petersburg zu gehen. Daß er dorthin kam und sich ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete, ist auch ein Verdienst der hiesigen Universität. Eulers Vater, Pfarrer in Riehen, hatte bei Jakob Bernoulli Unterricht in der Mathematik genossen, und der Sohn selbst verdankte seine Bildung in dieser Wissenschaft und die Empfehlung nach Petersburg den Bernoulli, die, sonst eifersüchtig auf ihren eigenen Ruhm, seine Größe stets rückhaltlos anerkannt haben. Es ist begreiflich, daß man nicht alle großen Mathematiker, wie sie Basel, wohl infolge der Anregung durch Jakob Bernoulli und seine Nachfolger, in merkwürdiger Reichhaltigkeit aufwies, hier haben konnte. Es ist ein Ruhm für Basel, daß es damals wie auch später Gelehrte hervorgebracht hat, die seinem Namen im Ausland Ehre machen konnten. Und zu jener Zeit, da auswärtige Gelehrte nicht nach Basel an die Universität kamen, haben die Basler im Ausland dazu beigetragen, die Universität in Verbindung mit der übrigen Welt zu halten.

Dagegen haben hiesige Gelehrte von Verdienst unter den durch das Los geschaffenen Verhältnissen schwer gelitten. So war, um nur einen zu nennen, der tüchtige Philologe Lukas Legrand von 1762 bis 1769 fünfmal im Vorschlag für erledigte Professuren und mußte jedesmal erleben, daß das Glück weniger geeignete, oft jüngere Konkurrenten begünstigte, einmal für die Professur des Griechischen den Germanisten Joh. Jakob Spreng, der dann in seiner Antrittsrede die Frage erörterte, ob man nicht das Griechische abschaffen solle. Legrand konnte endlich 1772 im Alter von 37 Jahren die

Stelle der Logik und Metaphysik erhalten. Den Lehrstuhl des Griechischen, an den er gehört hätte, hat ihm das Los auch später vorenthalten. Es kann nicht befremden, daß dieser Mann verstimmt und wunderlich geworden ist. Wenn unfähige Leute gewählt wurden, so war ja nicht das Los allein schuld, allein die ganze Art der Wahl, welche die Verantwortung der vorschlagenden Behörde schwächte, trug dazu bei, daß ungenügende Vorschläge gemacht wurden. Und das Zunftregiment mit seiner Angst vor dem Überwiegen der Bedeutung Einzelner war nicht geeignet, die Behörden zu heben. Der kleinbürgerliche Geist, der im politischen Leben von Basel im achtzehnten Jahrhundert überhand nahm, konnte nicht vor der Universität Halt machen; diese war vollständig ein Abbild der politischen Behörden.

So waren neben Größen der Wissenschaft, deren Häuser das Ziel aller hier durchreisenden fremden Gelehrten waren, wie zum Beispiel des großen französischen Naturforschers und Mitglieds der Berliner Akademie Maupertuis, der 1759 hier bei seinem Freunde Johann Bernoulli im Engelhof starb, kleinstädtische Erscheinungen möglich, wie der schon erwähnte Ramspeck, der nicht nur durch die Karikaturen des Zeichners Feierabend eine komische Figur geworden ist. Um seine Finanzen zu verbessern, bewarb sich dieser Professor der Eloquenz, der eigentlich Mediziner war, als Rektor der Universität um die einträglichen aber nicht gerade vornehmen Beamtungen eines Oberstknechts, womit die Gerichtsbarkeit über das Gesinde verbunden war, und des Einnehmers am Viehzoll. Das fiel doch auch damals auf und veranlaßte den Spottvers:

Daß ein Magnifikus die Mägde richten soll,
Das lautet zwar schon ziemlich toll,
Aber Roß- und Mohrenzoller,
Dieses lautet doch noch toller.

Ramspeck konnte dann das Amt des Gymnasiarcha erlangen und seine den Mohren (Suchtschweinen) zuge dachte Tätigkeit der Schuljugend widmen, ob zu deren Heil, bleibt dahingestellt. Das Beispiel zeigt, daß die äußeren Verhältnisse eines Lehrers der Universität keine lockenden waren. Wenn gleichwohl das allgemeine Niveau keineswegs niedrig war, verdankte man es einer Fruchtbarkeit Basels an Gelehrten, die für ein so kleines Gemeinwesen vielleicht einzig dasteht.

Neben den Bernoulli und andern schon Genannten waren immer noch eine Anzahl von Gelehrten an der Universität, die sich durchaus mit Ehren sehen lassen durften. Die Familie Zwinger vertraten auch in der Medizin zwei Söhne des jüngeren Theodor, von denen der eine, Johann Rudolf, als letzter Professor aus seinem Geschlecht, 1779 sein Leben beschloß, nachdem er während 65 Jahren der Universität treue Dienste geleistet hatte. Von drei Stähelin, die ebenfalls die Naturwissenschaften und Medizin pflegten, wird namentlich Benedikt als anatomischer und botanischer Forscher gerühmt. Als

einer der letzten Professoren des alten Regime hat der Botaniker Werner de Lachenal, ein Verwandter der Zwinger, die Hebung der botanischen Anstalt mit persönlichen Opfern angestrebt.

Auch in anderer Beziehung genoß die Universität die doch auch segensreichen Früchte einer durch langes Bestehen entwickelten Tradition. Unter den mannigfachen Zuwendungen, welche ihr und ihren Anstalten und Sammlungen zufließen, hat besondere Bedeutung die Stiftung, durch welche zwei um die Förderung des Studiums bemühten Professoren aus alten Basler Gelehrtenfamilien ein wertvolles Erbeil von Generationen ihr sicherten, das von den Theologen Johann Ludwig Frey und Johannes Grynäus errichtete Institut des Frey-Grynäus für ein Lektorat an der theologischen Fakultät. Es trat nach dem Tode von Frey 1759 ins Leben und vereinigte in einem eigenen Gebäude am Heuberg reiche bibliographische Schätze. Frey war der Nachkomme zahlreicher Gelehrten und um die Universität verdienter Magistraten. Die von ihm herstammende Bibliothek, in der sich unter anderen Raritäten eine zweite Auflage der Werke Shakespeares befindet, zeigt, wie man auch mit England in Verbindung gestanden hat. Dem Institut wurde später die Zwingerische Briefsammlung übergeben von der Nichte Frey's, der Witwe des ersten Lektors, des Professor Jakob Christoph Beck, der 1785 gestorben ist. Beck war auch als theologischer Schriftsteller hervorgetreten; sein Kompendium der Dogmatik und eine biblische Konkordanz waren noch lange im Gebrauch. Die Theologie, welche für die Heranbildung der Geistlichen von praktischer Bedeutung war, hat sich immer eine Stellung gewahrt; die Zahl ihrer Studenten konnte sich ziemlich halten und bildete gegen Ende des Jahrhunderts den Hauptbestandteil aller Studenten, als an der medizinischen Fakultät das Studium von seiner früheren Höhe gänzlich gesunken war und die Vorlesungen von mehr Barbiergehilfen als von angehenden Doktoren besucht waren.

Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts waren noch eine Zeit regen geistigen Lebens in Basel. Um die Bernoulli und um andere Lehrer sammelten sich strebsame Schüler, wie der große Albrecht von Haller, der 1728 zum Studium der Mathematik hierher gekommen ist. Von ihm, der in Basel mannigfache Anregung erhalten und dauernde Freundschaften geschlossen hat, erfahren wir, daß hier auch noch anderes getrieben wurde als Mathematik.

Von geistiger Regsamkeit legt auch Zeugnis ab die Gründung einer schweizerischen wissenschaftlichen Gesellschaft, wozu die Anregung von Basel ausgegangen ist. Schon 1702 hatte Theodor Zwinger gegenüber Scheuchzer in Zürich die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft angekündigt, deren Vorsitz Samuel Werensfels übernehmen sollte. Der schöne Gedanke kam aber erst ein halbes Jahrhundert später zur Ausführung, indem 1751 unter Mitwirkung des Sohnes Joh. Rudolf Zwinger der naturhistorische Teil der Gesellschaft ins Leben trat mit dem etwas ausführlichen Titel

Societas Physico-Mathematico-Anatomico-Botanico-Medica Helvetica. Sie hat unter lebhafter Beteiligung der Basler Mathematiker wertvolle Publikationen gebracht und ist die Vorläuferin geworden der Basler Naturforschenden Gesellschaft.

Die Zahl der Studierenden mag bis in die Mitte des Jahrhunderts immer noch gegen 100 betragen haben; sie ging aber stetig zurück. Das rasche Aufsteigen der neuern deutschen Universitäten in Halle und seit 1739 in Göttingen trug dazu auch bei. Immer noch finden sich vornehme auswärtige Namen in den Matrikeln, und am Jubiläum von 1760 konnte man noch mit drei Reichsgrafen aus Siebenbürgen aufwarten, die denn auch mit gebührender Wichtigkeit behandelt wurden. Die unter dem Rektorate des Juristen Johann Rudolf Thurneysen begangene dreihundertjährige Jubelfeier konnte bei allem Pompe, mit dem sie umgeben wurde, den Einsichtigen nicht darüber täuschen, daß man anfing, mehr von dem Ruhme vergangener Zeit zu zehren als durch eigenes Leben Neues zu schaffen. Das ganze Fest in seiner umständlichen Anordnung und in der Selbstbeweihräucherung, die mit besonderem Gefallen erwähnte, daß man keines fremden Blutes mehr bedürfe, war das Bild einer gealterten Gesellschaft, und daß beim Läuten dazu die Papstglocke sprang, war von symbolischer Bedeutung.

Wenn wir der Schilderung eines Ausländers, der im folgenden Jahrzehnt sich hier aufgehalten hat, glauben dürfen, so ist die Universität nach außen nicht in die Augen gefallen; ein Fremder, der nicht wüßte, daß eine hier sei, könne Jahre lang in Basel leben, ohne es zu wissen; die sechzig bis siebzig Studenten bemerke man nicht. Wenn man sehe, wie wenig die Universität und Gelehrsamkeit hier geschätzt werden, so müsse man sich wundern, daß die Universität noch so viele Gelehrte aufzuweisen habe. Auch gerate sie täglich mehr in Verfall. Im Staat spielen sie und ihre Angehörigen keine Rolle, und die Universität sei gleichsam nur ein untergeordnetes Kollegium. „Die Bezahlung ist auch schlecht; denn eine Professorenstelle trägt kaum zweihundert sächsische Taler ein. Besondere Ehre und Vorzüge sind ebensowenig an diese Stellen gebunden, und so glänzt der reiche Kaufmann mit Equipage, Bedienten und glänzendem Aufzug, während daß der Professor, besonders wenn er wenig eigenes Vermögen hat, in der Vergessenheit lebt.“ „An Berufung fremder Gelehrten ist nicht zu denken; denn ohne zu untersuchen, ob man unter den einheimischen alles, was man von einem fremden erwarten möchte, finden kann oder nicht, so ist dies schnurstracks gegen die hiesige Verfassung. Kein Amt kann einem anderen zu Teil werden als einem hiesigen Bürger.“ Das Losen kommt dem Manne unglaublich vor und das Besetzen einer Lehrstelle mit dem Vertreter eines anderen Faches sehr merkwürdig. Diese Beobachtungen geben ein deutliches Bild vom allgemeinen Zustand und zeigen auch, warum eine Besserung an der Universität allein nicht möglich war. Denn der Brieffschreiber sagt mit Recht, er gerate oft in Versuchung, über dieses und jenes zu spotten! „wenn

ich mir aber die Sache erklären lasse und alles im ganzen Zusammenhang sehe, so finde ich oft, daß man die Teile nicht ändern kann, ohne das Ganze über den Haufen zu werfen.“ So war es. Deshalb hatten die Versuche, die im 18. Jahrhundert sich mehrmals zeigten, dem Abgang der Universität zu wehren, keinen Erfolg. Behörden und Universität machten sich umsonst gegenseitig Vorwürfe, und die auf Verbesserung gerichteten Gedanken einsichtiger und um das öffentliche Wohl besorgter Männer wie eines Isaaß Iselin, der selbst durch das Los von der Universität ferngehalten war, führten zu keinen Taten mehr. Das allgemeine Interesse wandte sich mehr anderen Gebieten zu als der Wissenschaft, und es war keine Kraft da zu eingreifenden Neuordnungen. Als man im Jahre 1778 versuchte, die Uhr, welche bekanntlich in Basel um eine Stunde vorging, in Übereinstimmung mit der wirklichen Zeit zu bringen, nützte es nichts, daß Daniel Bernoulli befürwortete, der „grundlosen und unordentlichen Unordnung“ ein Ende zu machen. Der Schneider Rudolf Langmesser und sein Anhang im Kleinbasel siegten über den berühmten Mathematiker, der bereits zurückgestellte Zeiger wurde wieder vorgerichtet, und Basel hatte wieder eine Stunde früher Mittag als seine Nachbarn. Es bedurfte eines Anstoßes von außen, um dem Gemeinwesen und der Universität Erneuerung zu bringen.

Die französische Revolution, welche der alten Eidgenossenschaft den Untergang brachte, führte auch in Basel eine gründliche Umgestaltung der Verhältnisse herbei, und nun konnte eine vollständige Neueinrichtung der Universität erfolgen. Allerdings nicht sofort. Zunächst ließen die unruhigen Zeiten dazu nicht Muße: es kamen für die Universität Jahre der Verwirrung und der Unsicherheit, und wenn sie auch nicht ganz einschloß, so war doch von einem Erwachen zu neuem Leben vorerst keine Rede. Die eine und unteilbare helvetische Republik regierte auch in die Universität hinein, ohne sich um ihre Privilegien und um das Entsetzen der Regenz zu kümmern. Die neue Zeit rang dieser die Konzession ab, daß man im Jahre 1799 sich entschloß, zur feierlichen *traditio sceptri* beim Rektoratswechsel, anstatt wie bisher im Faltenrock mit Halskrause, in gewöhnlicher schwarzer Kleidung zu erscheinen. Sonst wahrte man möglichst die alten Rechte, und im Jahre 1801 erschien im Druck eine Schrift, enthaltend Urkunden betreffend die Stiftung und Freiheiten der Universität Basel. Einige ihr beigegebene Bemerkungen, welche die alten Rechte auch gegenüber dem helvetischen Projekt einer Zentraluniversität kräftig betonten, zogen der Regenz das Mißfallen der Regierung und die Konfiskation der Schrift zu. Allein die Helvetik nahm bald ein Ende, und im Jahre 1802 wurde die Universität von der Munizipalität Basel in „alle ehevorigen vor der unseligen Revolution gehabtten Rechte, Gebräuche und Privilegien“ wiederum feierlich eingesetzt. Während der Zeit der Mediation geschah zunächst nichts Neues; eine 1805 vom Räte bestellte Kommission zur Untersuchung des Zustandes der Universität beeilte sich nicht, den um ihre Rechte besorgten Professoren zu nahe zu treten.

Erst im Jahre 1812 ging man unter der Leitung von Bürgermeister Johann Heinrich Wieland ernstlich an die Arbeit, und nun wurde der entscheidende Schritt getan.

Durch ein Gesetz vom Mai 1813 „wegen besserer Einrichtung löblicher Universität“ hob man die alte Verfassung, die Statuten und Privilegien der Universität auf und stellte die Hochschule wie die übrigen Lehranstalten unter die unmittelbare Leitung der Regierung. Bald darauf wurde der Unterricht an der theologischen Fakultät, wo wegen Mangel an Lehrern ein rascher Eingriff Not tat, neu geordnet. Ein Anhang zur Verfassung von 1814 sodann erklärte die Professoren, mit Ausnahme der Theologen, als wählbar für die gesetzgebende Behörde des Kantons. Damit war die bisher bestehende Scheidung der Gelehrten von der übrigen Bürgerschaft aufgehoben zum Nutzen der Stadt wie der Universität, denen es beiden später reichlich zu gute gekommen ist, daß nun auch Lehrer der Hochschule an leitender Stelle im Staate mitwirken konnten. Zu weiterem kam es vorderhand nicht. Die Durchmärsche der Alliierten in den Jahren 1813 bis 1815 nahmen in Basel Behörden und Bevölkerung in Anspruch. Die Auditorien der Universität beherbergten fremde Soldaten, welche sogar den Bestand der anatomischen Sammlung, das heißt die von Vesal und Plater herrührenden Skelette, in Anordnung brachten. Erst am 17. Juni 1818 wurden die Gesetze über die Organisation der Universität und des Erziehungsrates erlassen, welche der Hochschule die endgültige neue Einrichtung gaben. Die Universität erhielt im Anschluß an die bisherige Gestalt in der theologischen, der juristischen und der medizinischen Fakultät je vier ordentliche Lehrstühle, und in der philosophischen Fakultät acht anstatt der bisherigen neun. Neu vorgesehen war die Disziplin der deutschen Sprache; das Hebräische und die romanischen Sprachen waren außerordentlichen Professuren vorbehalten. Die Professoren an der philosophischen Fakultät hatten zugleich am Pädagogium Unterricht zu erteilen. Der Universität war die Ordnung ihrer innern Angelegenheiten, die Aufsicht über die akademischen Anstalten und die Verwaltung ihres Vermögens überlassen. Die oberste Leitung wurde einem Erziehungsrat und einer aus drei Mitgliedern bestehenden Kuratel übertragen.

Diese Umgestaltung der Hochschule war einschneidender als diejenige der Reformationszeit. Mit ihr beginnt die Periode der Geschichte der Universität, in der wir heute noch stehen. Diese unterscheidet sich von den früheren nicht nur durch die andere Stellung der Universität zu ihrer Umgebung, sondern auch durch die ganz neue Entwicklung, welche das Studium an den Universitäten nun genommen hat. Wie das vorher allgemein übliche Latein als Sprache der Gelehrten den Landessprachen weicht, so erfahren ziemlich alle Wissenschaften eine Umgestaltung, die sie aus veralteten Geleisen in moderne Wege leitet. Es genügt, an Namen wie Niebuhr, Grimm, Savigny zu erinnern, um zu erkennen, wie nun mit ganz andern Augen an die Überlieferung der Geschichte, der Sprache, des Rechtes gegangen wird, und so ist es in allen Wissen-

schaften in stets steigendem Maße. Die enormen Fortschritte der Technik und die Entdeckungen auf allen Gebieten haben im letzten Jahrhundert dazu beigetragen, das Wissen auszudehnen und zu komplizieren. Eine immer größere Verteilung der Fächer tritt ein, und der moderne Unterricht verlangt stets mehr Hilfsmittel. Dazu kommt die ganze moderne Entwicklung, die gewaltige Zunahme der Bevölkerung und alles andere, was das Leben in verhältnismäßig kurzer Zeit so gewaltig umgestaltet hat. Die Veränderungen, welche der Betrieb der Universität und ihrer Nebenanstalten erfahren hat, sind daher in dieser Periode größer und zahlreicher als je zuvor. Es wäre unmöglich, sie hier im Einzelnen zu verfolgen. Wir müssen uns mit einer kurzen allgemeinen Übersicht begnügen und können das auch. Die wesentlichen Tatsachen der neueren Epoche sind noch bekannt, und der Zeit gegenüber, deren handelnde Persönlichkeiten uns noch näher stehen, ist Zurückhaltung geboten.

Für die ersten Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts muß hier verwiesen werden auf die Darstellung der Verhältnisse an der Universität in der Zeit der Restauration, welche in einem früheren Neujahrsblatt enthalten ist und mit deren Wiedergabe der Verfasser sich selbst wiederholen würde; es ist ferner darauf Rücksicht zu nehmen, daß unsere nächsten Blätter die gerade für die Universität wichtigen Jahre der Geschichte Basels von den Dreißiger-Wirren bis 1848 behandeln sollen.

Schon aus dem Gesetz über die Organisation der Universität von 1818 geht hervor, daß man das Bisherige wieder herstellen und behalten wollte, aber nicht in den toten alten Formen, sondern mit neuem Leben. Es ist in dem Neujahrsblatt von 1906 geschildert, wie man sich bemühte, dieses Bestreben zu verwirklichen und den beinahe ausgestorbenen Lehrkörper der Hochschule so zu ergänzen, daß dabei der Wissenschaft gedient werde. Mit dem bisherigen System der Abschließung gegen außen brach man entschlossen; man holte nun tüchtige Leute da, wo sie zu finden waren, und machte nicht Halt an den Grenzen des Landes oder gar der Stadt. Den Anfechtungen, denen man infolge der Aufnahme politischer Persönlichkeiten als Lehrer der Hochschule seitens auswärtiger Mächte und ängstlicher Miteidgenossen ausgesetzt war, trat man mit erfreulichem Mut entgegen. Es beginnt eine schöne Periode der Universitätsgeschichte. Mit glücklichen Berufungen von auswärts wie eines De Wette, der die theologische Fakultät wieder herstellt und ihr europäischen Ruf verleiht, eines Jung, der den anatomischen Unterricht reorganisiert, und anderer vereinigt sich die aufstrebende Tätigkeit junger Basler Gelehrten, wie des Kirchenhistorikers Karl Rudolf Hagenbach, der Naturforscher Peter und Rudolf Merian, der Juristen Andreas Heusler und Karl Burckhardt. Daneben repräsentieren Leute von der Bedeutung des originellen Christoph Bernoulli und des Mathematikers und Astronomen Daniel Huber, der sich durch Schenkung seiner reichhaltigen Büchersammlung verdient gemacht hat, in glücklicher Weise die ältere einheimische Generation. An dem mit der Universität in enger Ver-

bindung stehenden Pädagogium lehrt außerdem Alexander Vinet, als Dozent kommt nach Basel der Chemiker Christian Friedrich Schönbein, der später den Ruhm der Hochschule mehren sollte. Die „Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Basler Hochschule“, die wiedererstandene Naturforschende Gesellschaft und das 1821 gegründete, 1830 durch die Schenkung des Stadtratspräsidenten Hieronymus Bernoulli erfreulich vermehrte naturwissenschaftliche Museum geben bleibendes Zeugnis von dem frischen Streben jener Zeit, das eine gesunde kräftige Entwicklung zu verheißen schien.

Doch bevor die Neuordnung der Universität gänzlich durchgeführt war, brach über die Stadt ein Schlag herein, der auch die Hochschule in schwerster Weise traf und ihre ganze Existenz bedrohte. Es kam die Revolution der dreißiger Jahre und die 1833 von der schweizerischen Tagsatzung ausgesprochene Trennung der Stadt von der Landschaft. Die Stadt Basel lag anscheinend gebrochen am Boden. Die Stimmung im größten Teil der übrigen Schweiz war Basel nicht freundlich. Zwei Drittel des gesamten Staatsgutes mußten an die Landschaft abgegeben werden. Damals ist der größte Teil des ehemaligen Kirchenschazes aus dem Münster, unerseßliche Stücke von höchstem Wert, ohne Nutzen für die Landschaft oder die übrige Schweiz, Basel und unserm ganzen Land für immer verloren gegangen. Der Obmann des für die Vermögensauseinandersetzung bestimmten Schiedsgerichtes, der Zürcher Jurist Friedrich Ludwig Keller, entschied, daß auch das gesamte Universitätsgut, das Szepter nicht ausgenommen, in die Teilung falle. Man mußte, wenn man der Universität ihre Anstalten, die Bibliothek mit der Kunstsammlung erhalten wollte, davon zwei Drittel der Landschaft abkaufen. Ob dieser Spruch des ohne Zweifel bedeutenden Rechtslehrers juristisch begründet ist, ist hier nicht zu untersuchen. Von Wohlwollen und Berücksichtigung höherer als rein zivilistischer Gesichtspunkte zeugt er nicht. Kellers Fachgenosse, der Deutsche Beseler, der später hier Professor war, meint, daß der Obmann die Rücksichtslosigkeit, mit der seine Partei gegen Basel verfahren sei, durch seine späteren politischen Wandlungen nicht habe gut machen können. Der radikale Zürcher ist bekanntlich später als Professor in Berlin ein feudaler preußischer Konservativer geworden.

Obwohl die Mittel der Stadt schon stark in Anspruch genommen waren, hat man die zur Erhaltung der Universität und ihrer Anstalten nötigen Opfer gebracht. Es gereicht unserem Gemeinwesen und den Männern, die es damals leiteten, zur hohen Ehre, daß man den Gedanken, die Universität unter den so trostlos erscheinenden Umständen aufzugeben, gar nicht aufkommen ließ, sondern sich entschloß das Mögliche aufzubieten, um sie sich auch ferner zu bewahren. Es war aber auch ein gutes Zeichen für die Universität und für ihr Verhältnis zur Stadt, daß in der schweren und kümmerlichen Zeit hervorragende Lehrer fremder Herkunft, wie De Wette, Schönbein, der Waadtländer Vinet, der Germanist Wackernagel, der erst nach Basel gekommen war, treu hier standhielten und für ihre neue Heimat ihr Bestes leisteten. Nie hat sich

der enge Zusammenhang der Universität mit der Stadt so schön gezeigt wie in jener Zeit, und daß auch eine Anzahl von Baslern als Mitglieder der Staatsbehörden, wie als Universitätslehrer tätig waren, ist beiden Teilen zugute gekommen. Wie oft im Leben war auch hier ein schwerer Verlust dazu bestimmt, neue Kräfte zu wecken. Der Schlag, der unser Gemeinwesen betroffen hat, hat nicht nur die Stadt zur Anspannung aller Kräfte gezwungen, sondern auch der Universität auf die Dauer zum Vorteil gedient und eine innere Erstarbung bewirkt, der dann auch ein kräftiges Wachstum nach außen gefolgt ist. Die Bevölkerung der Stadt wurde sich bei dem drohenden Verlust erst recht bewußt, was sie an der Universität besaß, welche geistige Förderung sie ihr verdanke, und das kam bald in schönster Weise zum Ausdruck. Dem Gesetz von 1835, welches die Beibehaltung der Universität verfügte, folgte sofort die Gründung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, welche das geschwächte Gemeinwesen in der Sorge für die Bedürfnisse der Universität durch die Beihilfe der Bürgerschaft unterstützen wollte, und die seither so manches für die Hochschule geleistet hat.

Obwohl nach den dreißiger Wirren infolge der für Basel ungünstigen Stimmung in der Schweiz und wegen der Errichtung von Universitäten in Bern und in Zürich die Frequenz an Studenten in Basel eine kleine war und deshalb Stimmen laut wurden, man solle die Universität lieber aufheben und das Geld für Nützlicheres verwenden, ließen sich die Mitglieder und Freunde der Anstalt nicht abhalten, diese und damit das wissenschaftliche Leben der Stadt zu fördern. Ende der vierziger Jahre wurde mit vereinigten Kräften der Universität, des Staates, der Stadtgemeinde und zahlreicher Privatleute der Bau eines Museums an der Augustinergasse unternommen, um die verschiedenen Sammlungen der Universität in einem schönen stattlichen Gebäude zu vereinigen. Daran schloß sich die Gründung des Freiwilligen Museumsvereins, der es sich zur Aufgabe macht, für Vermehrung der Sammlungen zu sorgen. Und als nun 1850 wirklich im Großen Räte der Antrag gestellt wurde, die Universität aufzuheben, wurde dieser Antrag mit großem Mehr abgelehnt und führte nur dazu, daß man sich mehr noch als vorher der Verpflichtung, die Universität auf der Höhe zu halten, bewußt wurde. Ein Gesetz von 1855 brachte eine Erweiterung der ganzen Anstalt und namhafte Erhöhung der Kredite für Gehaltszulagen und für die akademischen Sammlungen. Auch die Zahl der Studierenden mehrte sich, und so konnte man in gehobener Stimmung 1860 das vierhundertjährige Bestehen der Universität feiern.

Damals ging die Anregung zu einem neuen Institut aus für Unterbringung der chemischen, der physikalischen Anstalt und der Sternwarte; sie ist später durch den Bau des Bernoullianums verwirklicht worden.

Als dann stark von der Gründung einer Schweizerischen Zentralhochschule die Rede war, beschloß der Große Rat 1862 auf Antrag von Oberst Hans Wieland mit Enthusiasmus, Basel sei der geeignete Platz dafür und solle sich energisch darum be-

werben. Diese Rundgebung brachte zwar natürlich, und man darf auch sagen glücklicherweise, nicht eine Schweizerische Zentraluniversität nach Basel, sie förderte aber wiederum das Interesse an der eigenen Anstalt.

Auch später ist die Gefahr, daß in einer anderen Schweizerstadt eine Eidgenössische Hochschule gegründet werden könne, der Zentraldolch, wie sich ein akademischer Trinkspruch aussprach, von Basel energisch bekämpft, vorbeigezogen.

Das Universitätsgesetz vom 30. Januar 1866 brachte abermals Verbesserungen und beseitigte den propädeutischen Charakter, den man 1835 notgedrungen einigen Fakultäten hatte geben müssen. Auf dieser Grundlage ist eine erfreuliche und rasche weitere Entwicklung erfolgt.

Es ist auch im letzten Jahrhundert des Bestehens der Universität gelungen, bedeutende Gelehrte von auswärts hierher zu ziehen für kürzere oder längere Zeit, selbst zu dauerndem Bleiben, und daneben haben sich immer noch zur Genüge einheimische Kräfte gefunden, die als Lehrer und als Förderer der Universität und ihrer Anstalten wirken konnten. Die Anstalten und Sammlungen der Universität sind ausgebaut und vermehrt worden, neue Institute sind entstanden. Die Anatomie hat das Vesalianum erhalten, die Botanik ebenfalls ihre besondere Anstalt; aus dem Bernoullianum ist die Chemie ausgezogen; sie hat erst kürzlich ihr eigenes großes Gebäude bekommen. Die Räume des Museums an der Augustinergasse sind für die Sammlungen der Universität längst zu eng geworden. Die mittelalterliche und die antiquarische Sammlung haben sich abgetrennt und schließlich als Historisches Museum in der Barfüßerkirche ein Heim gefunden, das nun auch schon kaum mehr ausreicht. Für die Bibliothek ist ein stattlicher Neubau errichtet worden. Die Kunstsammlung, die Sammlungen der Naturwissenschaft und diejenigen für Völkerkunde, welche durch die opferwillige Tatkraft einheimischer gelehrter Forscher und Reisender rasch zu großer Entwicklung gelangt sind, streben nach erweiterter getrennter Unterkunft und hoffen auf die Errichtung eines neuen Museums; dazu hat bereits die Bürgerschaft eine großartige Beisteuer geleistet, wie überhaupt überall neben den stets zunehmenden Leistungen des Staates die private Opferwilligkeit sich in schöner Weise betätigt hat. Und das muß ferner so bleiben, wenn die Universität mit den Bedürfnissen der Zeit Schritt halten soll.

Die Entwicklung der Universität in der Neuzeit zu schildern und die Namen derer zu nennen, die als Lehrer und Förderer ihrer Interessen in oft glänzender Weise dabei mitgewirkt haben, ist hier nicht der Ort und bleibt künftiger Geschichtschreibung überlassen. Es ist auch nicht unsere Aufgabe, einen Lobeshymnus anzustimmen auf die Basilia, wie die Festredner früherer Jahrhunderte.

Mögen wir uns der Entwicklung freuen, die sich jetzt auch im äußeren Umfang der Hochschule zeigt und die, nachdem noch vor fünfzig Jahren das Anwachsen der Studentenschaft auf die Zahl hundert ein Ereignis war, nun alle früheren Zeiten über-

trifft, zur Überhebung ist kein Grund da. Wenn wir auch annehmen dürfen, es gehe den Lehrern, die wir von auswärts berufen, nicht mehr wie einem deutschen Dozenten, der in den vierziger Jahren einen Ruf nach Basel erhielt und der sich ärgern mußte über die wiederholte Frage, ob denn in dieser Stadt der Millionäre und Pietisten eine Universität sei, das müssen wir uns immer sagen, daß unsere Hochschule klein ist unter den Propheten. An Bedeutung nach außen kann sie sich mit den meisten ihrer Schwestern nicht messen.

Aber die Erkenntnis drängt sich dem, der ihre Geschichte verfolgt, auf, daß ihre Bedeutung groß und unschätzbar ist für das Gemeinwesen, in dem sie nun schon so lange steht.

Nietsche, den ja unsere Universität auch zu den Ihren zählt und der den Geist, der sie umgab, schätzte, schreibt als Einleitung zu Vorträgen, die er „über den Wert unserer Bildungsanstalten“ hier gehalten hat: „Ich bin mir bewußt, an welchem Orte ich diese Vorträge zu halten habe, in einer Stadt nämlich, die in einem unverhältnismäßig großartigen Sinn und mit einem für größere Staaten geradezu beschämenden Maßstabe die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht, so daß ich gewiß nicht fehlgreife, wenn ich vermuthe, daß dort, wo man so viel mehr für diese Dinge tut, man auch über sie um so viel mehr denkt.“ Wir wollen dieses Lob und die daran geknüpfte Vermutung nicht zu sehr unterstreichen. Aber das ist gewiß: Eine Einrichtung, welche die Bevölkerung einer Handelsstadt Jahrhunderte hindurch zu Leistungen für ideale Zwecke angespornt hat und zu solchen immer wieder anspornt, ist schon dadurch ein Segen für dieses Gemeinwesen. Schon diese starke und nützliche Anregung lohnt reichlich die größten Anstrengungen für Bewahrung der Universität, ganz abgesehen von den so mannigfachen belebenden und wertvollen Einwirkungen, die sonst nach vielen Richtungen von ihr ausgehen und nicht etwa zum Schaden der Bedeutung unserer Stadt als eines Zentrums von Handel und Verkehr. Der Kaufmann, der Fabrikant bedarf der geistigen Bildung; er weiß das auch und strebt darnach, und es ist nicht ohne Grund, daß Handelsstädte wie Frankfurt und Hamburg die Errichtung von wissenschaftlichen Hochschulen anbahnen möchten. Wir können dankbar sein dafür, daß wir eine Universität haben, die seit Jahrhunderten mit unserem Gemeinwesen verwachsen ist und uns des Guten freuen, das die enge Verbindung gebracht hat, in welcher die Hochschule mit dem Leben der Stadt steht. Welchen Gewinn hat nicht dieses daraus gezogen, daß die Lehrer der Universität nicht nur als Gelehrte an einer Akademie der Wissenschaften in unerreichbarer Höhe thronen können, sondern an den mannigfachen Aufgaben praktischer Ausübung ihres Wissens teilnehmen müssen. Mehr als manche gelehrte Werke es vermocht hätten, hat lebendige Wirkung reiche Früchte getragen, wenn Jakob Burckhardt durch seine Vorträge Bildung und Freude am Schönen verbreitet hat, Wilhelm Wackernagel es sich nicht

verdrießen ließ, am Pädagogium deutsche Aufsätze zu korrigieren und auf weitere Kreise eine sprachliche Schulung ausübte, die jetzt noch nachwirkt. Ein Jurist wie Professor Johannes Schnell hat in seiner langen Tätigkeit als Gerichtspräsident in unserem Rechtswesen nicht nur durch Anwendung seiner reichen Kenntnisse für die Rechtsprechung, sondern durch sein persönliches Vorbild eigentlich erzieherisch gewirkt. Solcher Beispiele wären manche zu nennen bis in die neueste Zeit, kein sprechenderes gibt es wohl als dasjenige des Mannes, den Universität und Stadt Basel eben zu Grabe geleitet haben. Die engen Beziehungen, welche die Geschichte der Universität mit der Geschichte der Stadt und selbst mit derjenigen ihrer bürgerlichen Familien verbindet, waren recht eigentlich verkörpert in Eduard Hagenbach, welcher, aus einem Geschlecht, dessen Name schon im 17. Jahrhundert in den Annalen der Universität erscheint, selbst Sohn und Enkel von Basler Professoren und wieder der Vater eines solchen, als Träger eines alten schönen Erbtells die Arbeit für die Wissenschaft mit derjenigen für das Gemeinwesen vereinigt und gezeigt hat, wie eine solche Tätigkeit die Wissenschaft im besten Sinne populär macht und den Zusammenhang zwischen Universität und Bürgerschaft festigt.

Ein solches wertvolles Ergebnis alter Tradition muß entschädigen für manches, was die Gegenwart nicht in dem Maße leisten kann, wie ihre verwöhnten Ansprüche es wünschen möchten.

Heute noch, nach 450 Jahren seit der Gründung der Universität, steht das Kollegiengebäude am gleichen Platz wie vor vierundeinhalb Jahrhunderten, in seiner jetzigen Gestalt nicht ganz so alt wie die Universität selbst, aber auch nicht so neu und schön, wie man es gern hätte. Es ist eine Mahnung zur Erkenntnis, daß die Mittel nicht zu äußerem Prunke reichen und daß unsere Hochschule durch andere Äußerungen ihres Wertes sich zur Geltung bringen muß. Auch hier mag eine Entschädigung gefunden werden in etwas, worin das schönste Geschenk der Zukunft dasjenige der Vergangenheit nicht übertreffen wird, in dem durch manche ruhmvolle Erinnerung geheiligten intimen Reiz dieses Ortes, den die Radiernadel unseres Künstlers meisterhaft wiedergibt und von dem noch wie vor 450 Jahren der Blick schweift nach den einladenden Höhen und Rebgeländen jenseits des Rheines.

Der Basler Kupferstecher Mathäus Merian hat in einer Sammlung von Ansichten, die mit allerhand Emblemen geziert sind, auch seiner Vaterstadt ein Blättchen gewidmet. Man sieht den malerischen Aufbau der Stadt am Rhein; die Stelle, wo das Gebäude der Universität steht, ist besonders bezeichnet. Von den beigegebenen allegorischen Figuren hält die eine eine Standarte, auf welcher zwei ineinander verschlungene Hände erscheinen. Wir können nicht in alle Tiefen dieser Allegorie eindringen, wollen ihr aber das entnehmen, daß Stadt und Universität Basel zu starkem Bunde vereinigt

sein sollen. Wir wollen hoffen, daß, was die Vergangenheit uns überliefert hat, von der Gegenwart für die Zukunft bewahrt wird. Die Geschichte lehrt uns, daß es die höchsten Opfer wert ist, unserem Gemeinwesen seine Universität zu erhalten als das, was sie sein soll nach den Worten der Stiftungsbulle von Papst Pius II., ein sprudelnder Quell der Wissenschaften, aus dessen Fülle wir alle schöpfen mögen.

NON AURUM, SED FIDES ET VIRTUS.



Si s Croeso licet, aut Craeso locupletior: aurum Scit tamen haud virtus, vera fidesq; sequi

Inhaltsübersicht.



	Seite
Gründung und erste Zeit der Universität.	5—29
Neuerrichtung der Universität nach der Reformation.	30—43
Zeit der Blüte zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts	44—59
Niedergang im 18. Jahrhundert	60—69
Aufrichtung und Weiterentwicklung im 19. Jahrhundert	70—77

- *XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabekrieg und die Stadt Basel. 1499.
- *XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
- *XLV. 1867. (Burgtorf, R.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
- *XLVI. 1868. (Hagenbach, R. R.) Johann Decolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

- *XLVII. 1869. (Meißner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
- *XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz von 1798 bis 1799.
- *XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe Zweiter Teil.
- *L. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
- *LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
- *LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
- *LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
- *LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
- *LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
- *LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
- *LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813—1814.
- *LVIII. 1880. (Burchhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
- *LIX. 1881. (Burchhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Birz.
- *LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oesterreich. 1445—1449.
- LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
- *LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
- *LXIV. 1886. (Burchhardt, Achilles.) Hans Holbein
- *LXV. 1887. (Burchhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
- LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
- *LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
- *LXVIII. 1890. (Burchhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
- *LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
- LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
- LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
- LXXII. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung) Erster Teil.
- LXXIII. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil
- LXXIV. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
- LXXV. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
- LXXVI. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
- LXXVII. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- LXXVIII. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
- LXXIX. 1901. (Burchhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
- LXXX. 1902. (Holzsch, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
- LXXXI. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
- LXXXII. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
- LXXXIII. 1905. (Vischer, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration 1814—1830. I. Die Jahre 1814 und 1815.
- LXXXIV. 1906. (Vischer, Wilhelm.) Dasselbe II. Die Zeit von 1815—1830.
- LXXXV. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
- LXXXVI. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- LXXXVII. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
- LXXXVIII. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Viertes Teil.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen bei
Helbing & Lichtenhahn, Buchhandlung Freiestraße No. 40.